UNIVERSITÄT TARTU

# LINGUISTISCHE METHODEN IN DER ERFORSCHUNG LITERARISCHER TEXTE:

## Ein Rückblick auf Tendenzen zwischen 1960 und 1980

**Magisterarbeit**

**Verfasserin: Kaari Antzon**

**Betreuer: Prof. Karl Lepa**

**TARTU 2005**

# EINLEITUNG

> *Der Linguist empfindet die Hermeneutik literaturwissenschaftlicher Interpretationen als beliebig und nicht exakt nachvollziehbar; der Literaturwissenschaftler steht der linguistischen Formelsprache verständnislos gegenüber und empfindet Sätze wie ‚Karlchen fährt Roller' als Textgrundlage für eingehende und wortreiche Analysen als befremdlich. Man weist gegenseitig auf Extrempositionen hin, versteht einander kaum, und, was am schlimmsten ist, nimmt einander nicht mehr ernst, woraus die hochmütige Überheblichkeit resultiert. Zur Zusammenarbeit kommt es nicht, ja, weil die Distanz inzwischen zu groß ist, nicht einmal zu Konflikten.*
>
> *Grosse 1997:12*

Die vorliegende Magisterarbeit stellt einen Versuch dar, einen Überblick über linguistische Bemühungen zu liefern, die etwa seit den 60er Jahren einen Aufschwung erlebten und vor allem im Laufe der folgenden zwei Jahrzehnte sowohl linguistische als auch literaturwissenschaftliche Diskussionen über literarische Texte als ein – in optimistischsten Vorstellungen gemeinsames – Forschungsobjekt prägten.

Das Thema an und für sich kann in mehreren Hinsichten als ziemlich problematisch bezeichnet werden. Das große Engagement von seiten der Linguistik, z. T. unter dem Motto „Linguistisierung der Literaturwissenschaft", wurde von seiten der Literaturwissenschaft oft als unnötiger Druck empfunden, zumal der Anspruch, Probleme der Literaturwissenschaft mit Hilfe der Linguistik zu lösen, die erste als eine untergeordnete Wissenschaft darstellte. So kann nach dem heutigen Stand tatsächlich festgestellt werden, dass durch die gegenseitige ‚hochmütige Überheblichkeit' vielleicht einige Vorschläge in Vergessenheit geraten sind und noch nicht mal besprochen werden. Der Versuch, Literaturwissenschaft und Linguistik zu verknüpfen, ist für gescheitert erklärt und sollte nie wieder aufgenommen werden.

Die vorliegende Arbeit erhebt nicht den Anspruch, ein erneutes Konzept zur Vereinigung darzubieten, wohl aber im Rahmen eines Rückblickes die damaligen Entwicklungen nebeneinander zu stellen und ihren theoretischen Hintergrund zu erörtern.

Diese Zielsetzung hat sich vor allem aus der Tatsache hergeleitet, dass die damaligen methodologischen Diskussionen eher eine unübersichtliche Fülle von einzelnen Standpunkten und verschiedenen terminologischen Vorschlägen darstellen und in ihrer Vielfalt, auch innerhalb der Germanistik, schwer zu überblicken sind. Und hat man tatsächlich den Wunsch, die Ergebnisse der Linguistik praktisch anzuwenden, sieht man sich mit widersprüchlichsten Überlegungen und Behauptungen konfrontiert.

So bilden den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit theoretische Grundlagen und Ausgangspunkte der methodischen Vorschläge, mit ihnen verbundene Hoffnungen und schließlich ihre Vorteile und Grenzen, um einen möglicherweise festeren Boden für weitere Auslegungen zu schaffen. Zu diesem Zweck wird im ersten Kapitel auf den Begriff der literarischen Sprache eingegangen und seine sprachtheoretische Entwicklung gezeigt. Als Einstieg in die methodologische Problematik dient das zweite Kapitel, in dem erörtert wird, welche wissenschaftstheoretischen Vorstellungen auf linguistisch fundierte Erfassung literarischer Texte bezogen wurden und in welchem Rahmen diese nach verschiedenen Auffassungen erfolgen sollte. Zum Zweck der Darstellung der damaligen Situation wird auch Diskussionen um die Position der Linguistik, die vom Streben nach Wissenschaftlichkeit getragen waren, kurz nachgegangen.

Im dritten Teil erfolgt die Darstellung von Ansätzen, die zur linguistisch fundierten Analyse literarischer Texte vorgeschlagen worden sind. Es wird von allgemeineren Problemstellungen ausgegangen, die auf dem Hintergrund der jeweiligen linguistischen Theorie spezifiziert und in Bezug auf evtl. weitere Entwicklungen erörtert werden. In die Behandlung werden auch Ansätze einbezogen, die nach dem heutigen Stand möglicherweise schon als überholt gelten. Ihr Einbezug hat sich aus der Zielsetzung ergeben, einen Überblick über die Wege – auch Irrwege – zu liefern, die man bei der Annäherung an diese Problematik innerhalb von einer ausgeprägten Tendenz von gut zwanzig Jahren eingeschlagen hat.

# 1 DIE LITERARISCHE SPRACHE UND DER LITERARISCHE TEXT

Der zentrale Begriff der vorliegenden Untersuchung – die literarische Sprache – hat verschiedenartige Deutungen und Annäherungsversuche erfahren und lässt sich somit kaum mit einer allgemeingültigen Definition versehen. Als ein allgemeiner Ausgangspunkt gilt die Fragestellung, ob und auf Grund welcher Merkmale die literarische Sprache von der natürlichen Sprache unterschieden werden kann. Wenn es eine literarische Sprache als Sprache an und für sich gibt, gibt es sie dann in jeder Einzelsprache oder ist sie universell? Entsteht die Literarizität eines Textes durch seine Sprache oder richtet sich der Sprachgebrauch nach der Literarizität? Kann man davon ausgehen, dass ein jeder literarischer Text in einer besonderen Sprache geschrieben ist? Im Folgenden soll versucht werden, zu zeigen, wie diese Fragen beantwortet worden sind.

Diese Fragestellungen gründen auf jeweils unterschiedlichen – zum Teil als Gegenpole betrachteten – Auffassungen davon, ob man von literarischen Texten oder von Literarizität an und für sich reden kann. Diese Unterscheidung kann zugleich auch als ein methodischer Gegensatz betrachtet werden und wird im Folgenden in die Behandlung einbezogen. Es sei noch vermerkt, dass in den behandelten Ansätzen der Gebrauch des oben genannten Begriffes bei weitem nicht einheitlich ist – man spricht in diesem Zusammenhang auch über *dichterische* und *poetische Sprache*, über die *Sprache der Dichtung* und *Sprache der Poesie*. Zumeist erweitern sich diese Ausdrücke auch auf erzählerische literarische Texte und es geht vor allem um den Gegensatz *literarisch* vs *nicht-literarisch* in weiterem Sinne.[1]

[1] Diese gewisse Unfolgerichtigkeit wird auch in der vorliegenden Arbeit z. T. beibehalten, um die jeweils typische Begriffsverwendung zu zeigen.

## 1.1 DIE LITERARISCHE SPRACHE ALS SEKUNDÄRES SPRACHLICHES SYSTEM

In den folgenden Ansätzen wird die literarische Sprache als ein sekundäres System (zumeist allerdings im Sinne von einem Zeichensystem höherer Ebene) neben dem primären sprachlichen System der Alltagssprache betrachtet.

### 1.1.1 Gesamtheit der poetischen Verfahren

Vom Anfang der Bemühungen, linguistische Methoden und Ergebnisse in der Literaturforschung fruchtbar zu machen, zeugen die Ideen des Russischen Formalismus, die einen Bruch mit der im 19. Jh. vorherrschenden positivistischen Auffassung der Literatur bezeichnen. Als Untersuchungsgegenstand der neuen, strukturalistischen Sprachforschung wurde eben die poetische Sprache als geeignet empfunden, da sie bisher kaum erforscht worden war und „es erlaubte, das Geleise der Junggrammatiker zu verlassen" (Jakobson 1965a:123).

Im Rahmen des Russischen Formalismus wird die Sprache der Literatur als eine Subsprache innerhalb der natürlichen Sprache angesehen und von der anderen Subsprache, dem sog. normalen Sprachgebrauch abgegrenzt. Die zwei Subsprachen bilden den Gegensatz *poetische* vs *praktische Sprache*, der bei der neuen Auffassung der literarischen Texte entscheidend ist[2]. Anstelle der wahrnehmungstheoretischen Ansicht, dass die Literarizität eines Textes durch inhaltliche und thematische Aspekte ausgemacht wird und ein literarischer Text vor allem einen Ausdruck der Ideen oder Gefühle darstellt, tritt eine rein sprachlich ausgerichtete Ansicht – das Poetische eines Textes kommt erst durch die bei seiner Verfassung angewendeten besonderen

[2] P*oetisch* hier und weiterhin im Sinne von *literarisch.* Es gibt auch Unterscheidungen, in denen unter *Prosa* sowohl literarische als auch nicht-literarische Prosatexte verstanden werden, z. B. von **Šklovskij**, Viktor, 1916: ‚Die Kunst als Verfahren', in: Striedter 1971, vgl. auch andere Unterscheidungen in Striedter 1968:XXI, Horn 1978). In der vorliegenden Arbeit wird auf die Dichotomie *Poesie* vs *Prosa* im literarischen Sinne im Kapitel 3.1 eingegangen. Verwiesen werden kann in dieser Hinsicht z. B. auf die Unterscheidung von epischer Prosa als Betonung des Inhalts von der Lyrik als Betonung des Ausdrucks (innerhalb des Prager Funktionalismus, vgl. Eroms 2000:37).

sprachlichen Mittel zustande (vgl. Striedter 1968). Austermühl (1981:72) führt an, dass das Dichterische nicht mehr in der Fähigkeit des Textes gesehen wird, Unbekanntes durch das Bekannte zu erklären, sondern Bekanntes auf eine neue Weise und von neuen Gesichtspunkten aus zu zeigen.

Die sogenannten besonderen sprachlichen Mittel der poetischen Sprache – *Kunstmittel/Kunstgriffe/Verfahren* – stellen Modifizierungen der Regelhaftigkeiten der praktischen Sprache auf verschiedenen Ebenen dar, sei es im Bezug auf die Standardsprache, auf geläufige künstlerische Normen oder auf die gewöhnliche Wahrnehmung. Ihre Erfindung, Formung und Anwendung dient zur Änderung des Signifikant-Signifikat-Verhältnisses und somit zur Erschwerung der Wahrnehmung. Man spricht in diesem Zusammenhang über die in einem poetischen Text zu erzielende *Verfremdung* bzw. Ent- oder Deautomatisation des sog. normalen, automatisierten Sprachgebrauchs. Die spezifische Leistungsfähigkeit der poetischen Texte wird eben darin gesehen, dass durch die Summe der dazu dienenden Verfahren keine mechanische Wahrnehmung möglich ist (vgl. Austermühl 1981, Küper 1976). Es werden neue Bedeutungen, Mehrdeutigkeit und Mehrschichtigkeit geschaffen. Dabei ist es wichtig zu vermerken, dass die Summe oder Gesamtheit der Verfahren vielleicht nur in der Anfangsphase des Formalismus bloß als eine mathematische Summe angesehen wird; vielmehr zeigt sich ein Übergang zu ihrer Auffassung als ein System, in dem die Verfahren aufeinander bezogen und hierarchisch angeordnet sind (vgl. Striedter 1968:X).

So ist auch der Verfremdungseffekt nicht als eine bloße Deformation der sprachlichen Strukturen aufzufassen, sondern es sind konventionelle Assoziationen zwischen Laut und Bedeutung, die in einem poetischen Text zerstört werden. In den Ansätzen des Russischen Formalismus sind – obwohl die Bezeichnung ‚Formalismus' eine Konzentrierung auf die Form und Ausklammerung des Inhaltes implizieren mag – Form und Inhalt stets in einem Zusammenhang betrachtet worden. Jakobson (1965a:123) verweist auch darauf, dass kritische Stellungnahmen zu formalistischen Arbeiten nicht von tatsächlichen Untersuchungen ausgegangen seien, sondern von theoretischen Erörterungen und von der „Rhetorik ihrer Manifeste": „Wenn man die

Bilanz der Schule der Formalisten zur Diskussion stellt, so neigt man dazu, die anmaßenden und naiven Schlagworte ihrer Herolde mit der neuartigen Analyse und Methodologie ihrer Wissenschaftler zu verwechseln."

In der Praxis haben sich die Formalisten zum Ziel gesetzt, bestimmte Verfahren und Techniken der Verfremdung zu erläutern, indem meistens ein konkretes Problem als Ausgangspunkt diente, zu dem dann literarische Texte herangezogen wurden: „[...] die Analyse des einzelnen Werkes [war] fast nie Selbstzweck (Striedter 1968:XX). Auch wenn vollständige Analysen literarischer Werke eine kleinere Rolle gespielt haben, sind aus dem Russischen Formalismus außer linguistisch fundierten Untersuchungen besonderer sprachlicher Merkmale auch bedeutende Ansätze zur Theorie der erzählenden Prosa, des literarischen Genres und der literarischen Evolution hervorgegangen. Zweifelsohne ist es ihr Verdienst, das Bedürfnis erkannt zu haben, das Herangehen an literarische Werke und nicht zuletzt die Literaturwissenschaft zu konkretisieren (vgl. Striedter 1968; 1971). „Seit den russischen Formalisten ist die Linguistik als eine auch und gerade für die Literaturwissenschaft zuständige und zu hörende Instanz angesehen worden." (Schmidt 1968:382).

### 1.1.2 Ausdruck der poetischen Funktion

Ähnlich wie im Russischen Formalismus wird die poetische Sprache auch im Prager Funktionalismus aufgefasst, allerdings mit dem Unterschied, dass die Grenze zwischen poetischer und der sog. normalen Sprache etwas fließender ist. Darüber hinaus steht die poetische Sprache in dieser Auffassung nicht allein neben der normalen oder Alltagssprache, sondern es werden auch andere Subsprachen unterschieden, aus denen eine Einzelsprache besteht, wobei die Einteilungen in Gegensatzpaare unterschiedlichen Prinzipien folgten (so z. B. *praktische* vs *theoretische*, *intellektuelle* vs *emotionale* Sprache, *Volkssprache* vs *Literatursprache* usw.; vgl. Eroms 2000:38). Als Ergänzung zur Methodologie der Formalisten werden die poetischen Verfahren auf

Grund ihrer Wandlung und des dynamischen Charakters der Sprache weitergehend als ein System aufgefasst und einer detaillierten Funktionalanalyse unterzogen.[3]

Die poetische Sprachfunktion ist als einer der wichtigsten Untersuchungsgegenstände der funktionalen Linguistik bereits 1929 in Thesen des Prager Linguistenkreises erwähnt worden (vgl. Lepschy 1969:41). Jakobson, der noch vor seiner Zusammenarbeit mit dieser Schule die Poesie als Sprache in ihrer ästhetischen Funktion[4] definiert hatte (vgl. Austermühl 1981:73), räumt in seinem späteren Zeichenfunktionsmodell, wo die sechs Funktionen des sprachlichen Zeichens nach ihrer Beziehung zu den Faktoren des Kommunikationsprozesses bestimmt werden und somit Funktionen im Redeakt darstellen, der poetischen Sprachfunktion eine besondere Position ein. Jakobson definiert sie folgendermaßen: „Die Einstellung auf die Botschaft als solche, die Ausrichtung auf die Botschaft um ihrer selbst willen, stellt die poetische Funktion der Sprache dar“ (1960:92). Im Mittelpunkt steht hier das Verhältnis des Produzenten bzw. Rezipienten zum Text, seine Einstellung auf den Ausdruck, auf die Nachricht bzw. auf das Zeichen an und für sich. Das Zeichen wird aktualisiert und der automatisierte Wahrnehmungsprozess, der eher als eine Einschränkung zu verstehen ist, im Vergleich zum normalen Sprachgebrauch oder zu den gültigen poetischen Konventionen deautomatisiert.

Ein Text in vorrangig poetischer Funktion unterscheidet sich nach dieser Auffassung von allen anderen Texten durch seine Zeichenhaftigkeit und neue semantische Qualitäten, denn ein jedes sprachliches Element kann als dichterische Figur eingesetzt werden und den Gegenstand der Botschaft mehrdeutig machen. Im Vergleich z. B. zu einem referentiellen Text kommen hier zusätzliche Regeln zur Geltung und es entsteht eine neue Geordnetheit, die die anderen Funktionen der Sprache zwar verborgen, aber zugleich verstärkt erscheinen lassen kann, so dass die Dichtung „oft wahrheitsgetreuer

---

[3] Die Anregungen dazu sind, wie schon erwähnt, auf enge Zusammenhänge mit früheren formalistischen Arbeiten sowie mit der bildenden Kunst und Musik zurückzuführen. Diese Verbindungen werden z. B. in Jakobson/Pomorska 1982 ausführlich dargestellt.

[4] *Ästhetisch* wird von Jakobson in diesem Kontext gleichgesetzt mit *poetisch* und hat nichts zu tun mit „Bewegtsein, das sich in einem Gefallen äußert“ (Holenstein 1993:28). In der gleichen Bedeutung mit *poetisch/ästhetisch* wird auch *autonom* gebraucht – als Verweis darauf, dass das Zeichen in poetischer Funktion nicht auf Außersprachlichkeit, sondern auf sich selbst gerichtet ist (vgl. Trabant 1980:86).

ist als ein Tagebuch, informativer als ein Zeitungsbericht und provokativer als ein Flugblatt von professionellen Agitatoren“ (Holenstein 1993:30).

In literaturbezogenen Untersuchungen der Prager Schule steht die poetische Funktion zwar im Mittelpunkt des Interesses, aber es wird darüber hinaus die Notwendigkeit der Untersuchungen aller funktionalen Bereiche der Sprache erkannt. In einem Text sind in der Regel verschiedene Funktionen miteinander verbunden, von denen die jeweils dominierende Funktion die Gesamtstruktur des Textes bestimmt. So ist es ein wichtiger Ausgangspunkt der Funktionalisten, dass die Literatur nicht nur poetische Funktion allein aufweist und dass die poetische Funktion auch in anderen, nicht-literarischen Texten vorkommt. Im Rahmen der Poetik, die sich mit Problemen der sprachlichen Struktur befasst und jenen Teil der Linguistik darstellt, welcher „die poetische Funktion in ihrer Beziehung zu den anderen Funktionen der Sprache untersucht“ (Jakobson 1960:96), bilden also Texte mit vorrangig poetischer Funktion den wichtigsten Untersuchungsgegenstand; als dessen Erweiterung gilt die poetische Funktion aber auch außerhalb der poetischen Texte zu untersuchen, wo sie sekundär ist.

Die Rolle der poetischen Funktion hinsichtlich der sprachlichen Struktur wird von Jakobson folgendermaßen definiert: „Die poetische Funktion projiziert das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination“ (1960:94). Mit der Formulierung dieses Äquivalenzprinzips grenzt er den poetischen Sprachgebrauch von allen anderen verbalen Aussagen ab, in denen die Äquivalenz für die Selektion konstitutiv ist (s. dazu auch Kapitel 3.4).

Für spätere linguistisch fundierte Literaturforschungen haben die Ansätze der Funktionalisten (Jakobson, Mukařovský, Tynjanov u.a.)[5] eine feste Basis geschaffen, indem sie die Poetik als Bestandteil der Linguistik/Semiotik aufgefasst haben und in der textimmanenten sprachlichen Analyse einen ersten notwendigen Schritt beim Herangehen an literarische Texte gesehen haben, die erst eine Voraussetzung für die

[5] Vgl. z. B. **Mukařovský**, Jan, 1967: *Kapitel aus der Poetik*; Frankfurt a. M.,
**Mukařovský**; Jan, 1974: *Studien zur strukturellen Ästhetik und Poetik*; München

anschließende Einbeziehung des außersprachlichen Kontextes schafft. Zu besonderen Leistungen zählen die Nachvollziehung der Äquivalenz, die als ein allgemeines, alle anderen für unterschiedliche Gattungen typischen Kunstmittel umfassendes Verfahren angesehen wird sowie die Thematisierung des Phänomens der Polyfunktionalität und des Verhältnisses zwischen Invarianz und Variation (vgl. Holenstein 1993, s. auch Kapitel 3.7).

### 1.1.3 Sekundäres modellbildendes System

> *Der literarische Text verhält sich wie eine Art lebender Organismus, der mit dem Leser durch eine Rückkopplung verbunden ist und ihm Unterricht erteilt.*
>
> *Lotman 1972:43*

Als Weiterentwicklung von Jakobsons Gedanken beruht Lotmans Auffassung der literarischen Sprache als *sekundäres modellbildendes System* auf semiotischer Grundlage. Der Einbezug der allgemeinen Semiotik wird vor allem dadurch begründet, dass die linguistischen Methoden zur Erfassung literarischer Texte nicht ausreichen, da die letzteren auch außersprachliche Zeichen enthalten, die erklärt werden müssen.

Im Prinzip stellt Lotman die Literatur auf die gleiche Ebene mit anderen modellbildenden Systemen – mit nichtverbalen Kunstarten, wie z.B. Musik und Malerei, die ein Modell der Welt entwerfen. *Sekundär* wird von ihm verstanden als „nach dem Typ von Sprache gebaut" (1972:23), was unter anderem zwar auch einschließt, dass die sog. natürliche Sprache als Material benutzt wird, dass aber in einem künstlerischen Text in erster Linie ein Zeichensystem eigener Systematik geschaffen wird, das sowohl verbale als auch nichtverbale Zeichen verknüpft, bestimmten Regeln folgt und Bedeutungen schafft. Somit ist die literarische Sprache für Lotman etwas mehr als bloß ein modifizierter oder abweichender Gebrauch der Alltagssprache und kann nicht als von ihr ableitbar angesehen werden.

Die besondere Struktur der literarischen Sprache wird vor allem dadurch konstituiert, dass dort nichtverbale Zeichen, z. B. Metrum oder andere formale Bestandteile,

semantisiert werden und mit sprachlichen Zeichen eine Gesamtheit der Beziehungen bilden. Somit können alle Elemente des Textes als Zeichenträger funktionalisiert werden. Darauf lässt sich auch die den literarischen Texten eigene Komplexität bzw. eine größere Entropie im Vergleich zu nichtliterarischen Texten zurückführen, denn „[…] die aus dem Material der (natürlichen) Sprache geschaffene, komplizierte künstlerische Struktur gestattet es, einen Informationsumfang zu übermitteln, der mit Hilfe der elementaren eigentlich sprachlichen Struktur gar nicht übermittelt werden könnte." (Lotman 1972:24). Die genannte künstlerische Struktur, die auf Oppositionen aufbaut, umfasst zum einen das Prinzip der Wiederholbarkeit, nach dem auch normalsprachlich unterschiedliche Textelemente gleichgesetzt werden können, und zum anderen das Prinzip der Kombinierbarkeit, nach dem alle Textelemente miteinander zu vereinigen sind (1972:122f).

Ergänzend könnte in dieser Hinsicht noch auf Lotmans Behandlung der Entropie und Redundanz verwiesen werden,[6] aus der hervorgeht, dass das Fehlen oder Vorhandensein der Redundanz tatsächlich für ein unterscheidendes Kriterium zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten gehalten werden kann. In nichtliterarischer Kommunikation ist sie da, um Missverständnisse zu vermeiden, bei literarischen Texten hingegen ist davon auszugehen, dass alle Elemente als Informationsträger fungieren und zum Textsinn beitragen, so dass auch Elemente, die auf einer Ebene redundant zu sein scheinen, es auf der anderen Ebene nicht sind.

In diesem Zusammenhang weist auch Austermühl (1981:81) darauf hin, dass in literarischen Texten durch die Form Bedeutungen geschaffen werden können, die im primären System der Sprache nicht möglich sind; die Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt hat sich in künstlerischen Texten von der arbiträren in die ikonische verwandelt. Ausgegangen davon, dass die Motiviertheit dieser Beziehung verschiedene

---

[6] vgl. Lotman (1972:46-54) als Weiterentwicklung von Kolmogorovs Konzept: die Entropie H besteht aus **h1 (semantischer Gehalt)** und **h2 (syntaktischer Gehalt).** h2 wird in der Literatur semantisiert (Wiederholungen, Reim usw.) und kann dann bezeichnet werden als **h´1** (semantisierte Syntax). Andererseits nimmt h1 die Proportionen von h2 an und wird Element der formalen Gestaltung, bezeichnet als **h´2** (syntaktische Semantik). Also Entropie **H = H1 + H2**, wobei H1 = h1 + h´1 und H2 = h2 + h´2. So dargestellt liegt der Entschluss nahe, dass es in der Literatur keine Redundanz gibt.

Rezeptionsmöglichkeiten zulässt, schließt Lotman eine allgemeingültige, einzig mögliche Interpretation prinzipiell aus, denn ein künstlerischer Text vermag je nach Leser verschiedene Informationen zu liefern, „jedem nach Maßgabe seines Verständnisses“ (Lotman 1972:43).

### 1.1.4 Abweichung von der Norm

#### 1.1.4.1 Verletzung der Normen des generativen Regelapparats

In folgenden Auffassungen der literarischen Sprache dient als Grundlage die linguistische Aufgabenstellung der generativen Transformationsgrammatik – die Erfassung des generativen Mechanismus, durch den die Erzeugung von unbegrenzter Zahl von Aussagen, die sich aus einfachen Elementen und Kernen zusammensetzen, erklärt werden kann, ebenso die Aufdeckung der Art und Weise, wie einzelne Aussagen transformiert, kombiniert und zu einem Text zusammengeschlossen werden. Diesbezüglich wird in unten beschriebenen Ansätzen zwischen einer sprachlichen und poetischen Kompetenz unterschieden bzw. davon ausgegangen, dass die sprachliche Kompetenz um die poetische erweitert wird und diese einschließt. Sie umfasst die Fähigkeit, besondere Strukturen und Regularitäten literarischer Texte anzuwenden und ihre Wirkung zu erklären. Für die Untersuchung der literarischen Kompetenz wird der theoretische Rahmen einer ‚generativen Poetik’ als geeignet angenommen.

Alltagssprache – der Sprachgebrauch, der zur Kommunikation im täglichen Umgang dient – wird als primäre und autonome Struktur verstanden, die eine Grundlage für die Ableitung der poetischen, sekundären Struktur bildet. Dem Regelsystem der Standardsprache entsprechend konstituiert sich also das Regelsystem der poetischen Sprache, das poetische Texte zu produzieren und zu verstehen ermöglicht. Von Bierwisch werden poetische Strukturen *parasitär* genannt, da sie „nur auf der Grundlage linguistischer Primärstrukturen möglich sind.“ (1967:55) – diese Bezeichnung ist im Sinne von Bierwisch allerdings positiv zu verstehen, denn sie bezeichnet gleichzeitig

neue Möglichkeiten in der Sprachverwendung, die nach zusätzlichen Regeln zustande kommen.

Im Allgemeinen werden bei der Gegenüberstellung von Alltags- und poetischer Sprache bei der Alltagssprache „Dominanz von Informativität, Intersubjektivität, Pragmatizität, hohe Redundanz im semantischen Bereich“ (Schmidt 1968:384) vorausgesetzt. Diesen Merkmalen gegenüber wird die poetische Sprache, charakterisiert durch Überraschungen und Okkurrenzen, als Gegenpol betrachtet. So ist z. B. nach Levin (1963:33) die poetische Sprache einheitlicher – oder in einer unterschiedlichen Weise einheitlich –, komprimierter und überraschender, da sie mehr Abweichungen enthält als die Alltagssprache.

Die zentralen Begriffe sind der der *Norm* – allgemein verstanden als Regeln der Standardsprache zur grammatischen Korrektheit, weiterführend auch als bestehende Regeln und Konventionen der Literatur – und der der *Abweichung*, die in literarischen Texten nicht als eine beliebige oder zufällig auftretende, sondern als eine bewusst eingesetzte Abweichung aufgefasst wird und besonderen Regularitäten unterliegt. Aus diesem Standpunkt haben sich über ihre Erklärung hinaus auch weitere Versuche hergeleitet, sie nach ihrem Abweichungsgrad zu hierarchisieren (vgl. z. B. Levin 1963, Bierwisch 1967, s. auch Kapitel 3.8).

Für Bierwisch 1967 ist der regelmäßige und systematische Gebrauch der Abweichungen eine Bedingung für die Poetizität. 1966 unterscheidet er diesbezüglich zwischen Abweichungen im weiteren und engeren Sinne – zwischen Überlagerungen der Sprache durch sekundäre Strukturen (z.B. Parallelismus, Versbau, Reim) und Abweichungen in semantischer oder syntaktischer Struktur, die durch keine vorhandenen Regeln erklärt werden können. Diese Unterscheidung kann als eines der methodologischen Grundprinzipien angesehen werden und spielt zu Analysezwecken z. B. bei der Strukturierung des sprachlichen Systems eines Textes eine große Rolle (vgl. Kapitel 3.2).

Im Allgemeinen wird im Rahmen des generativen Ansatzes der Abweichung eine große Rolle beigemessen – sie gilt als ein entscheidendes Merkmal der literarischen Sprache, das für das Verständnis solcher Texte untersucht werden soll. Allerdings wurde auch schon damals erkannt, dass eine solche Auffassung u. U. zu eng ist. So sieht z. B. Baumgärtner (1969:753) ein, dass „[...] die poetische Sprache nicht eine einzige Regel des Standards verletzen müsse, um dennoch poetische Sprache zu sein." Er führt zudem Beispiele aus der Literatur an, die davon zeugen, dass die Einhaltung des sprachlichen Standards ebenso höchst poetisch wirken kann; außerdem gebe es Abweichungen in diesem Sinne auch in der Nicht-Literatur – eine Ansicht, die heute mehr als selbstverständlich ist.

#### 1.1.4.2 Verletzung des Gesetzes in der übergeordneten Struktur der Erzählung

Aus erzähltheoretischer Sicht wird in einem literarischen Text ein der kommunikativen Sprache übergeordnetes sprachliches System gesehen, das außer Syntax und Wortschatz auch Gesetze des Funktionierens der Erzählung (Funktionsschemata) umfasst. Mit deren Hilfe kann die für bestimmte Arten von literarischen Texten kennzeichnende Struktur als Modell dargestellt werden (vgl. Gutzen u. a. 1989:290). Einen dieser Versuche dazu liefert **Todorov** (1972) mit seiner *Grammatik der Erzählung*, in der grammatische Kategorien im engeren Sinne auf Geschehnisse und handelnde Personen einer Erzählung übertragen werden (s. auch Kapitel 3.1.2).

Das Literarische verkörpert sich nach Todorov in bestimmten Eigentümlichkeiten des Textes.[7] Einen ersten Schritt bei der Analyse der literarischen Texte im Rahmen der Ermittlung der erzählerischen Struktur bildet nach Todorov (1966a) die linguistische Analyse der sprachlichen Gesetzesüberschreitungen. Innerhalb des Systems der Erzählung führt er die Überschreitung des Gesetzes – Verletzung der sprachlichen Normen – als eine der Funktionen des literarischen Textes an. Sie soll dazu dienen, das

[7] Vgl. **Todorov**, Tzvetan, 1973: ‚Poetik', in: **Wahl**, François (Hrsg.), 1973: *Einführung in den Strukturalismus*; Frankfurt a. M. (Auszüge in Gutzen u.a. 1989:305f).

gewisse Unvermögen der kommunikativen Sprache zu beseitigen, die über die Sicherung einer klaren Verständigung hinaus nicht imstande ist, weitere Gedankensinhalte zu äußern. In Anlehnung an Jakobson behauptet er, dass das Literarische sich aus der Fähigkeit des Zeichens konstituiert, nicht bloß als Verweis auf etwas anderes, sondern an sich selbst erfasst zu werden (vgl. Horn 1978). Der Verstoß gegen normalsprachliche Regeln in literarischen Texten kann somit begründet und analysiert werden, er führt nicht zu einer Vernichtung, sondern ist eigentlich „eine misslungene Überschreitung, die das Verdienst hat, das Objekt der ästhetischen Kontemplation zu schaffen" (Todorov 1966a:383).

Sprachliche Effekte als ausschlaggebende Merkmale der literarischen Texte – von Todorov als *Anomalien* bezeichnet – werden von ihm auf der Grundlage der generativen Transformationsgrammatik behandelt und traditionell in Verstöße gegen Subkategorisierungs- und Selektionsregeln eingeteilt. Die beiden Kategorien sind aber nicht scharf voneinander zu trennen, da bei der Unterscheidung der Bedeutungen oft auch die syntaktische Struktur wahrgenommen werden muss, zumal eine Ausarbeitung eines allgemeingültigen Systems der semantischen Merkmale wohl immer unrealisierbar bleiben wird. Außerhalb dieser Einteilung sollen aber idiomatische Wendungen behandelt werden, da eine Redewendung „von anderen Selektionsbeschränkungen abhängt als von denen, die ihren Elementen zugeordnet sind" (1966a:363). Ebenso bilden eine besondere und schwer einzugrenzende Gruppe auch die sog. referentiellen/anthropologischen Anomalien, die auf der Fremdheit dessen beruhen, was beschrieben wird – hier kann sich nach Todorov oft die Frage stellen, ob es sich noch um den Gegenstand der Linguistik handelt.[8]

[8] Die Diskussionen um das Ausmaß des Gegenstandes der Linguistik werden nach wie vor weitergeführt. In diesem Zusammenhang könnte auf Lotman zurückverwiesen werden, der die Literatur als eines der selbständig funktionierenden Zeichensysteme ohne Zweifel als Gegenstand der Semiotik betrachtet hat. Zur Diskussion über eine mögliche Grenzstellung zwischen Linguistik und Semiotik (s. auch Kapitel 2).

## 1.2 LITERARISCHE SPRACHE ALS DIE SPRACHE AN UND FÜR SICH

Coseriu (1994:147ff) betrachtet die literarische Sprache als *Sprache schlechthin*, die nicht als eine Modalität oder als ein sekundäres System der sog. normalen oder Alltagssprache anzusehen ist, sondern gerade umgekehrt – die letztere, wie auch andere Arten des Sprachgebrauchs, z. B. wissenschaftliche Sprache u.a., stellt eine Modalität der Sprache dar. Die Literatur/Dichtung wird somit mit dem Phänomen Sprache gewissermaßen gleichgesetzt: erst in der Dichtung kommt das Wesen der Sprache in allen seinen Entfaltungsmöglichkeiten zum Ausdruck. In Sprachmodalitäten hingegen, so Coseriu, werden die Beziehungen zwischen Zeichen nicht vollständig aktualisiert, was zu einer Sinnreduzierung führt. Anders gesagt hält sich die nicht-literarische Sprache so fest an Regeln und Konventionen, dass Möglichkeiten nicht ausgenutzt werden können.

Coserius Auffassung der literarischen Sprache tritt deutlich in seiner Auseinandersetzung mit Jakobson hervor (vgl. 1994:76ff, 147). Sein wesentlichster Einwand Jakobsons Thesen gegenüber ist, dass das Wesen der Sprache, sprich Dichtung, reduziert wird, indem man ihr eine dichterische/poetische Funktion neben anderen Funktionen zuspricht. Die poetische Funktion, wie sie von Jakobson definiert wird, würde sich auf die formale Gestaltung beschränken und die Übermittlung von Inhalten als zweitrangig darstellen. Zudem zeigt Jakobsons Modell Zeichenfunktionen im Redeakt, was eindeutig annehmen lässt, dass auch literarische Texte als Bestandteil eines Redeaktes zum Mitteilen dienen. In diesen Hinsichten vertritt Coseriu einen entgegengesetzten Standpunkt und stimmt vielmehr dem Bühlerschen Zeichenmodell zu, das mit bestimmten Ergänzungen durchaus das Wesen der Sprache wiederzugeben vermöge.

Coseriu nennt seine Textlinguistik *Linguistik des Sinns*. Der Sinn als „eine Inhaltseinheit höherer, komplexerer Art“ (1994:64), als Funktion und d e r Zeichenträger eines

Textes konstituiert sich aus Bedeutungen und Bezeichnungen[9] der einzelnen im Text vorkommenden Zeichen. Er leitet sich also aus den Relationen her, durch die die Zeichen im Text funktionieren (vgl. 1994:92), und stellt ihre Kombination mit der „Gesamtheit dieser Funktionen, die sich nicht direkt auf die Darstellungsfunktion reduzieren lassen", dar (1994:137). Coseriu nennt diese Gesamtheit *Evokation* und führt als Ergänzung zum Bühlerschen Modell ein umfassendes System der Evokationsarten an, das die Erfassung eines sprachlichen Zeichens in allen seinen funktionellen Möglichkeiten gewährleisten soll (s. Kapitel 3.7). Als linguistische Grundlage dient ihm hierbei die zur praktischen Anwendung meistens für zu abstrakt gehaltene Theorie der Glossematik, vor allem der Konnotationsbegriff von Hjelmslev[10], der als Basis zum Evokationsbegriff weiterentwickelt und ergänzt wird.

Hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes geht Coseriu davon aus, dass nur die Erfassung schon vorhandener Texte der Literatur/Dichtung sinnvoll sei, denn erst in diesen können verschiedenartigste Sinne, deren Existenz durch das Sprachsystem zwar ermöglicht, aber verborgen ermöglicht wird, tatsächlich vorkommen.[11] Die

---

[9] Zur Begriffserläuterung kann an dieser Stelle Folgendes angeführt werden:
*Bedeutung* – umfasst Fähigkeit oder Potential des Zeichens, mit Coseriu (1994:64) das, was die sprachlichen Zeichen „durch eine Einzelsprache allein bedeuten." Ergänzt nach Coseriu (1988:79f) betrifft sie das idiomatische Wissen, somit die besondere Gestaltung der Bezeichnung in einer Einzelsprache, die durch den Urteil *korrekt* vs *inkorrekt* charakterisiert werden kann, und gehört im Einzelnen in den Aufgabenbereich der einzelsprachlichen Linguistik (der transphrastischen Grammatik).
*Bezeichnung* – betrifft das Außersprachliche, was die sprachlichen Zeichen benennen (Coseriu 1994:64), also durch das elokutionelle Wissen die Beziehung der Zeichen zu außersprachlichen Gegenständen oder Gedankeninhalte, die mit *kongruent* vs *inkongruent* charakterisiert werden kann (Coseriu 1988:79f). Die Bezeichnungen sind übereinzelsprachlich und betreffen allgemeine Prinzipien des Denkens und Sprechens (vgl. Coseriu 1988:189ff).
Der *Sinn* wird verstanden als das Gemeinte auf der Ebene des Diskurses/Textes, das mittels Bezeichnung und Bedeutung ausgedrückt wird, aber über beide hinaus geht. Er entspricht den Einstellungen, Absichten oder Annahmen des Sprechers, betrifft expressives Wissen und kann in Bezug auf Sache, Adressaten oder Situation als *angemessen* vs *unangemessen* beurteilt werden (vgl. Coseriu 1988:79f).

[10] *Konnotation* im Hjelmslevschen Sinne bezeichnet die Beziehung des Zeichens zum Zeichensystem einer bestimmten historischen Sprache, wobei sowohl der Inhalt als auch der Ausdruck voneinander isoliert betrachtet den Zeichencharakter annehmen können. Sie ergänzt die *Denotation* im üblichen Sinne, also die Beziehung des Zeichens zum Realen, seine Darstellungsfunktion, wobei der Ausdruck und der Inhalt nur zusammen betrachtet den Zeichencharakter annehmen können. Coseriu führt dazu folgendes Beispiel an (1994:99): "Das Wort Tisch hätte also als Denotatum ‚Art von Möbelstück', als Konnotatum ‚deutsch'."

[11] Darüber hinaus werden auch nichtliterarische Texte als ein eventueller Untersuchungsgegenstand für geeignet gehalten, allerdings mit einer anderen Blickrichtung – nämlich im Hinblick auf

Zwecklosigkeit von Ermittlungen nach einem bestimmten beschreibbaren System der literarischen/dichterischen Sprache kann wie folgt begründet werden: „In jedem Augenblick ist etwas da, was es schon einmal gab, und etwas, was nie vorher existierte: eine Neuerung in der Wortform, in seinem Gebrauch, im dazugehörenden System der Assoziationen. Dieser ständige Wandel, dieses beständige Streben nach Schöpfung und Neuschöpfung, bei dem [...] in keinem einzigen Augenblick ein wirklich statisches System erstellt werden kann, eben weil das System in jedem Augenblick gesprengt wird, um sich dann zu rekonstruieren und um in den unmittelbar darauf folgenden Momenten neu zu zerbrechen – dieser ständige Wandel ist nun gerade das, was wir die Wirklichkeit der Sprache nennen.“ [12] In der Sprache existieren Bedeutungen, die erst in Texten, vor allem in dichterischen, als Sinne oder Inhalte höheren Grades realisiert werden können. Angesichts der Individualität eines jeden Textes könnten die in ihm benutzten Verfahren zum Sinnesausdruck zwar ermittelt und in einer sog. Verfahrensliste festgehalten, nicht aber mit einer unter allen Umständen gültigen Interpretation versehen werden (s. auch Kapitel 2.3).

## 1.3 LITERARISCHES WERK ALS TRÄGER ÄSTHETISCHER HANDLUNGEN

Die Überlegungen zum literarischen Text als Handlungsträger basieren auf der Auffassung, dass die literarische Sprache – wie auch Systeme unterschiedlicher Einzelsprachen sowie nichtliterarische Sprachverwendungsweisen – auf der allgemeinen Semiosefähigkeit der Menschen beruht, die verschiedene Aspekte der Spracherlernung, -veränderung und -findung umfasst. Die literarische Sprachverwendung befindet sich also auf der gleichen Ebene mit der nichtliterarischen und kann grundsätzlich nicht als ein sekundäres Zeichensystem angesehen oder von der usuellen Sprachverwendung abgegrenzt werden (vgl. Kloepfer 1975, Austermühl

---

Feststellung und Beschreibung der in diesen Texten vorgefallenen Reduzierungen der Sinnentfaltungsmöglichkeiten (vgl. Coseriu 1994:201).

[12] **Coseriu**, Eugenio, 1971: ‚Die Metaphernschöpfung in der Sprache', in: Coseriu: *Sprache – Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft*; Tübingen. Zitiert nach Austermühl (1981:91).

1981). Deshalb kann man hier auch nicht von einer literarischen Sprache reden, sondern vom literarischen Sprachgebrauch, der in unterschiedlichen Texten in unterschiedlichem Maße vorkommt.[13]

Ein literarischer Text wird als Mittel zur Kommunikation zwischen Autor und Leser aufgefasst. Zugrunde liegt hier die Textkonzeption, die jeden Text als kommunikatives Ereignis, als Bestandteil der Handlungsspiele versteht – so werden auch in einem literarischen Text durch die Auswahl und Verknüpfung sprachlicher Elemente und Verfahren bestimmte Mitteilungs- oder Wirkungsintentionen des Autors realisiert (vgl. Schmidt 1974, Kloepfer 1975). „Im Text objektiviert sein Autor durch den Prozeß der Textproduktion sein individuelles und gesellschaftliches Bewußtsein" (Waldmann 1980:180).

Der handlungstheoretische Ansatz wird darüber hinaus eine Unterscheidung zwischen dem praktischen und ästhetischen Handlungstyp vorgenommen: „Ästhetische Handlungen sind keine ‚kommunikativen' Handlungen im Sinne der Verständigungshandlungen." (Trabant 1980:99). Bei ästhetischen Handlungen werden keine pragmatischen Zwecke beabsichtigt. Schmidt (1974) versteht ästhetische Handlungen aber in ihrem weitesten Sinne als Anweisungen zur Ausführung eines bestimmten Handelns/Erlebens, das sprachlicher sowie nichtsprachlicher Art sein kann – Nachvollziehung bzw. Verarbeitung des vom Autor Vermittelten in kommunikativen Handlungsspielen (vgl. Schmidt 1974:51f).

Die literarische Kommunikation weist bestimmte Besonderheiten auf. Sie ist vorwiegend eine Einwegkommunikation (vgl. Waldmann 1980:181) vom Sender zum Rezipienten ohne persönlichen Bezug. Eine andere Besonderheit dieser Kommunikation bezieht sich auf den Rezipienten – literarische Texte stellen sozusagen einen „Extremfall der Kommunikationssituation" dar, in dem der Rezipient „bei der

[13] Dieser Aspekt wird auch schon in Schmidt (1968:384) betont: „Die linguistisch feststellbaren Einheiten sind in Alltags- und Gedichtsprache dem sprachlichen Material nach vielmehr durchaus dieselben; sie differieren erst auf der Ebene der mit der jeweiligen Sprachverwendung erstrebten Wirkung. Unterschiede können sich demnach erst in der Verwendung der gemeinsamen Sprachbasis zeigen, weil sich hier die Funktion konkretisiert [...]."

semantischen Realisation des Textes willkürlich vorgehen kann“ (Schmidt 1968:388). Zugleich wird er aber „auf sich selbst zurückgeworfen – oder zu sich selbst befreit“, indem ihm keine „bindende Perspektive“ aufgezwungen wird; der Autor „emanzipiert ihn sogar aus der semantischen Verbindlichkeit des Textes und macht ihn in gewissem Sinne zum Mitproduzenten des Gedichts“ (Schmidt 1968:398).

Mit Schmidt und Austermühl kann man darüber hinaus sagen, dass nichtliterarische Texte unter der Voraussetzung rezipiert werden, dass sie wahr sind. Die in ihnen enthaltene Information ist für den Rezipienten von Belang, der Sachverhalt an und für sich interessiert ihn mehr als die sprachliche Struktur des Gesagten. Bei literarischen Texten ist dagegen kein Wahrheitsgehalt anzunehmen bzw. er wird für unwichtig gehalten. In Übereinstimmung mit Lotmans Ansatz wird auch hier angenommen, dass von einem literarischen Text Wirklichkeitsmodelle konstituiert und präsentiert werden, die einen möglichen Vergleich zur herrschenden Wirklichkeit darstellen.

Nach Kloepfer (1975) wird der literarische Sprachgebrauch durch Erstellung neuer Zeichenmöglichkeiten, Nutzung latent vorhandener Möglichkeiten, hohe funktionale Belastung des Zeichens gekennzeichnet. Somit deckt sich seine Position in diesem Punkt mit der von Coseriu – ein poetischer Text entfaltet sich auf Grund der Relationen, die zwischen den Zeichen bestehen, durch poetische Verfahren wird die Aufhebung der Automatisation bei der Feststellung der Zeichenfunktionen bewirkt, wodurch sich polyfunktionale Vertextung seitens des Autors und polyvalente Rezeption seitens des Lesers ergibt.

Auch nach Trabant 1974 verfügt Kunst als Tätigkeit, menschliches Handeln über ihre Regeln, aber man kann nicht sagen, dass sie sich ihnen unterwirft. Man kann nicht einen poetischen Text, der sich von der sprachlichen Norm unterscheidet, als abweichend bezeichnen, sondern eben die nach Normen automatisierten Arten des Sprechens sind abweichend „in dem Sinne, dass sie die für menschliches Handeln definitorische Selbstbestimmtheit nicht voll realisieren.“ (Trabant 1974:57). In dieser Hinsicht schließt auch er sich Coseriu an, nur mit dem Unterschied, dass er seine Auffassung handlungstheoretisch begründet.

Insofern das Sprachsystem insgesamt eine Regelmenge für kommunikative Handlungsspiele ist (vgl. Schmidt 1974:46) und die Texterzeugung ein Entscheidungsprozess zwischen Elementen und Regeln der literarischen Kommunikation, kann sie in ihrer jeweiligen Individualität beschrieben werden. Nach Schmidt (1974) gehört zu Merkmalen der literarischen Kommunikation ebenso die Voraussetzung der ästhetischen Kompetenz des Produzenten und Rezipienten, die literarische Regeln, Standards und Polyfunktionalität der Textelemente sowie des Textganzen umfasst.

Diese Besonderheiten reichen aber nicht allein aus, wenn kein deutlicher pragmatischer Kontext über die Textintention informiert, damit der Leser ihn bewusst als wirklichkeitsbezogen oder nicht wirklichkeitsbezogen auffassen kann. Diese Grenze muss deutlich gekennzeichnet sein, damit sie eventuell nicht missverstanden wird und dadurch andere, nicht beabsichtigte Handlungen ausgelöst werden.[14] Erst die Kategorie der Fiktionalität steuert die Einstellung des Rezipienten, so dass den Unterschied zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten vollständig und grundsätzlich nur pragmatische Bedingungen bestimmen können, und nicht etwa die Andersartigkeit der Sprache (vgl. Trabant 1974).[15] Wichtig ist das Medium, denn poetischer Sprachgebrauch kommt auch in nichtliterarischen Texten mit pragmatischer Funktion vor.

[14] Trabant 1980 führt diesbezüglich als Beispiel ein Hörspiel von Orson Welles an, das irrtümlicherweise als ein Aufruf zur praktischen Handlung aufgefasst wurde.

[15] Die weite Verbreitung der Auffassung der Literatur als etwas anderes, Abweichendes könnte laut Trabant bedingt sein durch „[...] die Auffassung vom Künstler als einem außerhalb der Gesellschaft stehenden Exzentriker. Dessen Produkte sind dann, da sie wie ihr Erzeuger ohnehin vom Normalen abweichen und da sie in einem von ‚normaler' Kommunikation abweichenden Modus rezipiert werden, auch nicht besonders ernst zu nehmen und verfallen allemal der gesellschaftlichen Unverbindlichkeit." (1974:55)

## 1.4 ANSCHLIEßENDE BEMERKUNGEN ZUM BEGRIFF DER POETISCHEN SPRACHE

Wie aus dem oben Angeführten hervorgeht, versuchen viele Auffassungen des Begriffes *poetische Sprache* ihre besonderen Merkmale hervorzuheben, die mit sprachlicher Struktur zusammenhängen, z. B. semantische Mehrdeutigkeit, Polyfunktionalität der Zeichen, Abweichungen von der Norm usw. Es zeigt sich aber auch generell eine Tendenz von Auffassungen, die die Merkmale der Literarizität in der Sprache des Textes suchen, zu solchen, die diese Merkmale nicht für textimmanent halten, sondern für von außen bedingt, d. h. unter bestimmten pragmatischen Bedingungen kann ein Text seine Literarizität zugesprochen bekommen oder auch verlieren. Im Laufe der Entwicklung der Auffassungen wird in einer textinternen Analyse eine Einschränkung der Rolle des Autors als auch des Lesers gesehen, durch die der Text zu einem selbstwertigen Gebilde verabsolutisiert wird (vgl. Waldmann 1980:185). Es kann festgehalten werden, dass das Hauptanliegen der kommunikativ genannten Ansätze vor allem die Entfernung von der textinternen Analyse war – die Postulierung von Kommunikativität an und für sich war nichts Neues, denn über Literatur als Kommunikation wird sowohl im Prager als auch im französichen Strukturalismus gesprochen. Im Folgenden soll noch kurz auf einige Aspekte dieser Problematik eingegangen werden.

Zunächst zur Aufstellung der poetischen Funktion. Tatsächlich kann man Coserius Kritik (vgl. 1994:79ff) zustimmen, dass die Bestimmung der poetischen Texte nach Jakobsons Modell (ausgehend von seinen Erörterungen, dass poetische Texte Texte mit dominierender poetischen Funktion sind, und die poetische Funktion wiederum Einstellung auf den Ausdruck, auf die Form der Darstellung) etwas fraglich bleibt, wenn die poetische mit anderen Funktionen, die ja alle isoliert dastehen, in eine Reihe gestellt wird: wenn die Absicht des Autors nur die poetische Funkton wäre, würde der Text eigentlich keine anderen Inhalte vermitteln, als nur das „Wie“ der formalen Gestaltung – der Autor eines lyrischen Gedichtes soll sich dann vorher geradezu entschieden haben, ob er z. B. einen poetischen oder einen emotiven Text schreibt. Bei anderen Funktionen hingegen kann die Unterscheidung getroffen werden: bei einem

Werbeslogan wird eindeutig die Dominanz der konativen Funktion erkannt, auch wenn er eigenartig oder besonders kunstvoll gestaltet ist und Kunstgriffe enthält, wie sie unter anderem in der Literatur oft vorkommen.

Der Kritik von Coseriu[16] könnte aber m. E. doch ein wenig Schärfe abgenommen werden, indem man z. B. den damaligen Stand der Linguistik bedenkt. Der Saussuresche Zeichenbegriff hatte sich schon fest durchgesetzt, um nicht zu sagen: bedurfte schon einer Ergänzung. So schreibt Jakobson bereits 1934, dass es bei der poetischen Funktion vor allem darum geht, die bloße Verschmelzung des Zeichens mit dem bezeichneten Gegenstand aufzuheben, um zu zeigen, dass „die Wörter und ihre Zusammensetzung, ihre Bedeutung, ihre äußere und innere Form nicht nur indifferenter Hinweis auf die Wirklichkeit sind, sondern eigenes Gewicht und selbständigen Wert erlangen." (Jakobson 1934:79). Die von ihm herbeigeführte Ergänzung trug seinerzeit dazu bei, dass die Funktion des Zeichens nicht nur auf die direkte Wiedergabe des Inhaltes beschränkt blieb, und dass bei einer Form an und für sich die Fähigkeit erkannt wurde, verschiedenartige Inhalte (zu kommunikativen Zwecken) zu übermitteln. Außerdem betont Jakobson in mehreren Beiträgen, dass die poetische Funktion eine Sonderstelle einnimmt, indem sie als Dominante „das Dichtwerk zusammenhält und bestimmt" (bereits 1935b:215), während andere Funktionen jeweils variable Botschaften vermitteln, sei es vorwiegend emotiv, referentiell o.a. – „Die Definition der ästhetischen Funktion als die Dominante eines dichterischen Werkes erlaubt uns, die Hierarchie diverser sprachlicher Funktionen innerhalb des Dichtwerkes aufzuzeigen. [...] Gerade weil die poetische und emotive Sprache sich häufig überschneiden, werden diese beiden Spielarten der Sprache irrtümlicherweise oft miteinander vermengt. Wenn die ästhetische Funktion die Dominante in einer sprachlichen Botschaft ist, dann kann diese Botschaft gewiß viele Verfahrensweisen der expressiven Sprache besitzen; doch werden diese Komponenten

[16] vgl. z. B. „Wegen des großen Prestiges, das Roman Jakobson in der Fachwelt genießt, wurde dieser Versuch einer Erweiterung des Bühlerschen Schema überhaupt nicht ernsthaft diskutiert. Er wurde auch nicht als Arbeitshypothese weiteren Untersuchungen zugrundegelegt. Man hat das Jakobsonsche Modell vielmehr als einen besonders originellen Beitrag zur Literatursemiotik nahezu uneingeschränkt akzeptiert, vielleicht in der Annahme, niemand sei berufen, sich mit dem einzigen ‚weißen Raben' anzulegen, mit dem einzigen Linguisten, der wirklich auch etwas von Literatur versteht." (Coseriu 1994:78)

der ausschlaggebenden Funktion des Werkes unterworfen, sie werden m. a. W. durch seine Dominante transformiert."

Auf das Kriterium der Redundanz wurde oben (Kapitel 1.1.3) schon eingegangen. Dieses Kriterium wird auch von Greimas 1967 herbeigezogen: wenn diese in nichtliterarischen Texten eine Verminderung der Informationsmenge bewirkt, wird ihr in literarischen Texten durch den Abschluss des Diskurses eine neue Bedeutung gegeben, „die nicht einen Informationsverlust erzeugt, sondern im Gegenteil die ausgewählten und abgeschlossenen Inhalte valorisiert." (Greimas 1967:473). Die Redundanz in der Literatur kann aber auch von einem anderen Gesichtspunkt angesehen werden (vgl. Horn 1978:152ff): in der Form von Äquivalenz bekommen Texte eine *zusätzliche* Redundanz. Sie besteht im Ästhetischen und findet ihren Sinn in der Wahrnehmung von Widerspruchslosigkeit – im Grunde führt diese Überlegung zu derselben Einsicht, dass in literarischen Texten kein Element und keine Wiederholung überflüssig ist.

Die allgemein angenommene Fiktionalität der literarischen Texte kann ebenso unter verschiedenen Blickrichtungen betrachtet werden. Das Kriterium der (Nicht)wahrheit und das der Neuheit/Relevanz des Gesagten scheint auf den ersten Blick bei der Unterscheidung entscheidend zu sein, denn man geht im Allgemeinen davon aus, dass das, was in einem literarischen Werk mitgeteilt wird, weder wahr noch notwendig ist. Aber auch diese Kriterien halten nicht immer stand, wenn man bedenkt, dass man oft widerlegende Beispiele finden kann, wo sich z. B. die historische Wahrheit eines literarischen Textes nachweisen lässt oder das Wissensbedürfnis des Lesers erfüllt wird. Entscheidend ist hierbei also, dass ein literarischer Text mitunter auch diese Funktionen ausüben mögen. Trabant (1980:98) formuliert es folgendermaßen: „[...] der *primäre* Zweck der Literatur und der Kunst ist es, die Leser, Betrachter und Zuhörer dazu zu bringen, sich auf das Werk, auf die von ihm präsentierte Welt außerhalb des Lebenspraxis einzulassen. *Darüber hinaus* kann sie auch Kenntnisse und Handlungsmaximen liefern, die uns weiterhin im Nützlichkeitszusammenhang des Lebens leiten können." Ein religiöses Kunstwerk z. B. enthält eine pragmatische Anweisung „zum Kniebeugen", mit diesem Ziel ist es geschaffen worden, aber diese

pragmatische Handlung kann sich in eine ästhetische wandeln, wenn man es einfach (verstehend) und möglicherweise genießend anschaut. Dabei ist natürlich auch ein umgekehrter Prozess vorstellbar (vgl. Trabant 1980:95). Die Fiktionalität ist keine modale Kategorie der Texttiefenstruktur, sondern vielmehr eine Kategorie, „die Texte in einem Kommunikationssystem situiert und damit die Einstellung der Rezipienten steuert" (Schmidt 1974:87). Sie kann zum einen also durch „situationsspezifische Kontextmarkierung", zum anderen durch „textinterne Fiktionssignale" (vgl. Martinez/Scheffel 1999:16), die in einer Kulturtradition jeweils festgelegt sind, hervorgehen. So befinden sich literarische Texte in einer doppelten Kommunikationssituation, sie sind zugleich Teil einer realen wie einer imaginären Kommunikation: „Durch das reale Schreiben eines realen Autors entsteht so ein Text, dessen imaginär authentische Sätze eine imaginäre Objektivität schaffen, die eine fiktive Kommunikationsssituation, ein fiktives Erzählen und eine fiktive erzählte Geschichte umfaßt." (Martinez/Scheffel 1999:18).

In Bezug auf Außersprachlichkeit verweist Austermühl (1981:163ff) auf Anderegg[17], nach dem das Verständnis der alltagssprachlichen Texte durch außersprachliche Bedingungsfaktoren gesteuert wird: eine Äußerung kann erst in einem klaren pragmatischen Kontext adäquat und eindeutig verstanden werden, vgl. z. B. *herzlichen Glückwunsch* – eine Aussage, die mehrere Auffassungsmöglichkeiten zulässt. In der Lyrik hingegen sollen abstrakte Bedeutungskenntnisse aktualisiert werden, man wird z. B. nicht versuchen, nachzuweisen, wer das lyrische Ich ist, d. h. das sprachliche Gebilde ist ohne unmittelbare pragmatische Funktion und dient nicht zur Vermittlung eines außersprachlichen Wirklichkeitszusammenhangs. Wenn die alltägliche Kommunikation auf Außersprachliches ausgerichtet ist, besteht in der Dichtung hingegen ein innertextlicher Verweiszusammenhang, ein in sich geschlossener Sinnzusammenhang, „der nur kraft der Zeichenbildung selbst besteht und nur nach Maßgabe des dort konstituierten Bezugsfeldes verstanden werden will." (Austermühl 1981:178). Wie oben angeführt, kann dieser Standpunkt aber nicht als ein ausschlaggebendes Kriterium für das Verständnis literarischer Texte betrachtet werden.

[17] **Anderegg**, Johannes, 1973: *Fiktion und Kommunikation*; Göttingen

Eine weitere Überlegung betrifft die Literatur als kommunikative Handlung. Nach handlungstheoretischen Auffassungen wäre in den Analyseprozess einzubeziehen, dass ein Autor auch an seinen Leser denkt und den Text im Hinblick auf einen meist vorgestellten Rezipienten produziert.[18] Der Leser kann in Wirklichkeit natürlich ganz anders sein; genauso kann der Rezipient den Autor anders sehen, als er ist (vgl. auch Waldmann 1980). Die ursprüngliche Intention des Autors braucht bei der Rezeption also gar nicht zu Tage zu kommen, da dies voraussetzen würde, dass der Kode des Autors und der des Lesers identisch sind. Durch die Analyse kann man die Autorintention zwar versuchen zu rekonstruieren, wobei das Ergebnis bei weitem nicht der Wahrheit zu entsprechen braucht. Es kann also kaum nachgewiesen werden, ob man beim Entwurf eines literarischen Textes eine bestimmte Kommunikationssituation im Auge behalten hat und wenn, dann welche, zumal die Absichten je nach der Rezipientengruppe unterschiedlich verstanden werden können. Die mehr oder weniger individuell aufgestellten Lesererwartungen brauchen mit der Autorintention nichts zu tun haben, wenn z. B. „viele Werke der Renaissance über die Natur oder gerade entdeckte Länder als Literatur rezipiert werden, obwohl sie als ‚wissenschaftliche' Texte konzipiert waren" (vgl. Kloepfer 1975:19) oder wenn Kochbücher von jemandem als Literatur gelesen werden. Von Kloepfer wird auch angeführt, dass ein Gedicht vor verschiedenen Hintergründen, „vor dem Hintergrund klassischer und religiöser oder vor dem romantischer und historischer oder schließlich primär gesellschaftlich und politisch orientierter Ausbildung" (Kloepfer 1975:16) aufgenommen werden kann. Ebenso kann ein literarisches Werk z. B. zu Unterrichtszwecken eingesetzt werden – in der Geschichtsstunde, zum Vokabellernen, Gedächtnistraining oder als Grammatikübung. Der Text realisiere sich dann jeweils anders und „Wirkung und Wert von Poesie und Literatur ergibt sich erst aus dem Miteinander zweier Faktorenkomplexe: dem Text (und seiner Struktur) und dem Leser (und seiner ‚Bildung')." [19]

---

[18] Waldmann (1980:187) führt dazu einen Tagebuchauszug von Max Frisch an, in dem besagt wird, dass die Erfindung eines Lesers, der in jeweils unterschiedlichen Rollen – sei es die Rolle eines Schulbuben, Richters, Jüngers oder Partners – vorgestellt werden kann, zum Schreibprozess gehört.

[19] Von Kloepfer *Bildung* verstanden als *sozialer Kontext* – „die überindividuellen, historisch, sozial etc. bedingten Einstellungen, Erwartungen, Hintergründe bei der Rezeption" (1975:16).

Wenn aber die Frage danach, ob die Literatur als Kommunikation oder Nichtkommunikation aufzufassen ist, mit nein beantwortet wird, würde es auch bedeuten, dass die Feststellung oder Berücksichtigung der Absichten keine Rolle spielt. Es wird angenommen, dass im Unterschied z. B. zu alltagssprachlichen Texten die literarischen keinen Adressaten und keine Absicht haben, etwas mitzuteilen: die Existenz anderer, der potentiellen Rezipienten, ist im Moment ihrer Entstehung völlig bedeutungslos. Mit Coseriu (1994:83f) ausgedrückt: „Die Dichtung ist nicht dazu da, um vom anderen aufgenommen und verstanden zu werden; das ist für die Bestimmung der Dichtung völlig unwesentlich. Kein Dichter würde, wenn er als Dichter ein moralisches Subjekt ist, plötzlich anders schreiben, wenn er feststellen muß, daß ihn niemand versteht. Er wird vielmehr so schreiben, als sei er das einzige Subjekt überhaupt. Denn die Dichtung ist die Tätigkeit eines Universalsubjekts, der Dichter nimmt die universelle Subjektivität auf in dem Augenblick, in dem er dichtet. Er ist dann nicht mehr ein Sprecher unter anderen, sondern er realisiert das Sprechen absolut – nicht relativ zu bestimmten Umständen oder Anlässen."

Bei Auffassungen, wie z. B. die von Coseriu und Kloepfer, die die poetische Sprache mit der Sprache als solcher gleichsetzen und ihre Benutzung auf die allgemeine Semiosefähigkeit beziehen, fällt aber auf, dass abgesehen von diesem Ausgangspunkt ein Vergleich zur Alltagssprache hergestellt wird, als ob die Feststellung der Grenze zwischen ihnen möglich und sinnvoll wäre. Auch wenn eingeräumt wird, dass in alltagssprachlichen Texten poetischer Sprachgebrauch vorkommen kann, wird im Allgemeinen doch davon ausgegangen, dass die Alltagssprache sich hauptsächlich nur durch sein Fehlen auszeichnet und die Möglichkeiten der Sprache nicht ausreichend erschöpft – mit einigen Ausnahmen – was dann aber schließlich zu einer weiteren, wahrscheinlich kaum sinnvollen Unterscheidung zwischen poetischer und nichtpoetischer/konventioneller Alltagssprache (vgl. auch Austermühl 1981) führen kann. So wird in Coserius Gegenüberstellung der Dichtung mit der Alltagssprache die letztere in gewissem Sinne abwertend dargestellt, wenn z. B. behauptet wird, dass die Alltagssprache und andere Sprachmodalitäten Abweichungen von der totalen Sprache der Dichtung aufweisen. An diesem Punkt könnte man natürlich darüber diskutieren, ob hier eine bewertende Stellungnahme unbedingt nötig ist. Man könnte im Prinzip

nur davon ausgehen, dass die Aktualisierungen des Sprachsystems einfach verschieden sind – unabhängig davon, ob es sich um literarische oder nichtliterarische Texte handelt. Andererseits ist diese Stellungnahme von Coseriu und Kloepfer als Versuch zur Herstellung des Gleichgewichts den Positionen der sog. Abweichungsstilistiker gegenüber auch verständlich.

Die vielfältigen Überlegungen bezeichnen einen Weg von Versuchen, das Poetische im Sprachsystem zu suchen, zum heute üblichen Standpunkt, dass es eine poetische Sprache in diesem Sinne gar nicht geben kann. Ein Text und seine sprachlichen Mittel können erst in der Verwendung unter bestimmten außersprachlichen Bedingungen poetisch werden. Spillner (1974:115) sagt zur Voraussetzung einer poetischen Sprache Folgendes: „Erstens wäre sie, wenn es sie gäbe, mit Sicherheit ein sich historisch wandelndes Phänomen und daher nicht allgemein in einer Poetik beschreibbar. Vor allem aber könnte ihre Deskription nur im Bereich des Sprachsystems, also auf der Ebene der ‚langue', vorgenommen werden." Auch schon Baumgärtner (1960 und 1969) schreibt, dass Kriterien für die Poetizität nicht rein linguistisch sein können, sondern dass die Beabsichtigung poetischer Kommunikation außer sprachlicher Eigenschaften auch gesellschaftlich signalisiert und bestätigt werden muss – vor allem angesichts der Tatsache, dass der Gebrauch sprachlicher Formen in der sog. neueren Literatur unkonventionalisierter wird und nicht immer mit einer bestimmten literarischen Tradition in Verbindung gebracht werden kann.

Es wird also davon ausgegangen, dass einem bestimmten Text die Literarizität zugesprochen wird. Im Voraus sei gesagt, dass sie im Prinzip auch nicht in einem Register oder Regelsystem zusammengefasst werden kann, was der Anspruch von einigen unten zu behandelnden Ansätzen gewesen ist. Die Sprache eines literarischen Textes kann auch nicht als eine Varietät einer historischen Sprache angesehen werden, denn sie unterscheidet sich grundsätzlich nicht von der Benutzung der Sprache im Allgemeinen. Es kann zwar diskutiert werden, ob man behaupten könnte, dass die Sprache **in** literarischen Texten immer und ohne Ausnahmen in irgendeiner Hinsicht vielfältiger oder reicher ist, aber man kann sicherlich davon ausgehen, dass die Möglichkeiten in verschiedenen Texten auf unterschiedliche Weise und in

unterschiedlichem Maße zur Anwendung kommen – diese Tatsache könnte als Aufgabenbereich einer (linguistisch fundierten) Literaturerfassung bezeichnet werden.

# 2 WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE PROBLEMSTELLUNGEN DER STRUKTURALISTISCHEN GRUNDLAGE

Im vorliegenden Kapitel wird auf Aspekte eingegangen, die als Hintergrund zu Methoden des Strukturalismus erläutert werden sollen. Es handelt sich um eine gewisse Umorientierung in wissenschaftlichen Zielen und prinzipielle Änderungen in Grundlagen der Analyse literarischer Texte.

Die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft zeichnet sich im Allgemeinen dadurch aus, dass dort strukturalistische Methoden im Vergleich zu anderen Ländern lange unbeachtet geblieben sind, in der Sprachwissenschaft vor allem angesichts der stark eingeprägten Tradition der Junggrammatiker und der Entwicklungen der inhaltbezogenen Grammatik einerseits sowie der gesellschaftlich-politischen Isolation andererseits. In Ihwes Auslegungen (1969) ist diese Tatsache außerdem auf die in der germanistischen Linguistik fest verwurzelte Annahme zurückzuführen, dass strukturalistische Methoden schon automatisch eine Entfernung von der Geisteswissenschaft in Richtung Naturwissenschaft bedeuten würden. Nach Ihwes kritischer Stellungnahme war in der deutschen Sprachwissenschaft darüber hinaus eine starre Haltung festzustellen, „die entweder Ähnlichkeiten feststellt, wo keine sind, oder sich an Ähnlichkeiten des Details und der Oberfläche hält – um sich so eine Auseinandersetzung zu ersparen und die eigene Konzeption weiterverfolgen zu können." (1969:33). Polenz bezeichnet diese Festhaltung an der Diachronie und Beschäftigung mit Einzelformen und Einzelwörtern als „Scheu vor dem Blick über den eigenen Zaun" (1971:156), die nicht loslassen lässt von dem, was immer schon üblich war.

Einen anderen Aspekt könnte man mit Polenz' Frage „Gibt es eine germanistische Linguistik?" (1971) anschneiden. Mit dieser Frage verweist er auf die Tatsache, dass die Sprachwissenschaft – sprich Sprachgeschichte – seit den Brüdern Grimm als eine Hilfswissenschaft der Philologie – sprich Literaturgeschichte – angesehen wurde. Forschungen über die deutsche Umgangs- oder Fachsprache oder Analysen anderer gegenwärtigen nichtliterarischen Texten waren bis in die 60er Jahre „unerhört", denn

unter deutscher Sprache als solcher wurde generell und prinzipiell die deutsche Dichtersprache verstanden (vgl. 1971:153ff). Diese Tendenz hat sich auch in der Lexikographie, in einem der wichtigsten Forschungsgebiete, geäußert – sowohl das Deutsche Wörterbuch als auch verschiedene Duden-Wörterbücher beziehen sich vor allem auf die Schriftsprache der schöngeistigen Literatur; nach Polenz (1971:155) seien sie eben „aus Zettelsammlungen nach literarischen Texten entstanden." So könnte die oben gestellte Frage mit Polenz auch mit nein beantwortet werden – bis auf einige Ansätze wie Wortfeldforschung, Modelle der deutschen Sätze, Entwicklungen in der Valenztheorie und Dependenzgrammatik, die eine systemhafte und strukturbezogene Annäherung aufweisen, ohne allerdings über Strukturalismus zu reden.

Aus den oben angeführten Gründen ergibt sich auch die Besonderheit, dass strukturalistische Ansätze plötzlich mit einem Durchbruch alle auf einmal aufgenommen und zur Diskussion gestellt wurden. Eben darauf könnte die Vielfalt in der Terminologie und Behandlungen in den 60er – 70er Jahren zurückgeführt werden. Das betraf auch den Umgang mit literarischen Texten, der einen Perspektivenwechsel erlebte. Festzuhalten bleibt ebenso, dass die Beschreibung und Erklärung der Struktur literarischer Texte als Ziel linguistischer Bemühungen – als dieses Ziel sich schon durchgesetzt hatte – mit großen Erwartungen verbunden war, unter anderem mit der Hoffnung auf die sog. Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft.

## 2.1 WISSENSCHAFTLICHKEIT UND OBJEKTIVITÄT

Die neuen Zielsetzungen der Linguistik bezeichnen auch den Anfang einer Flut von kritischen Stellungnahmen zu den interpretativ genannten Verfahren der Literaturwissenschaft und richten sich vor allem gegen die Subjektivität und eine fehlende theoretische Grundlage. In vielen Stellungnahmen seit den frühen 60er Jahren wird das Bedürfnis einer Überwindung der Unwissenschaftlichkeit betont, die verhindern soll, dass die Analysen von der bloßen Intuition des Forschers hervorgehen, „gegen das leere Geschwätz der Unwissenheit allein durch literarische Erfahrung und das zerschlissene Gewand der traditionellen Grammatik gewappnet."

(Ohmann 1964:217). Nach Titzmann (1977b) hat man in rezeptionsästhetisch veranlagten Behandlungen nicht zwischen Textbedeutung und Deutung in der Rezeption unterschieden, wie auch nicht zwischen einer wissenschaftlichen Analyse und einer beliebigen, subjektiven Rezeption. Auch Klein (1977:3ff) richtet seine Kritik gegen die auf Gefühlen und ästhetischen Bewertungen basierenden Behauptungen über ein Werk, bei denen es zunächst oft nicht zu überblicken ist, was sie eigentlich besagen wollen, und die mit ihrem abbildenden Charakter schon selbst eine Art fiktionaler Prosa darstellen.

Durch neue Fragestellungen entstandene Diskussionen sind zum großen Teil von Rechtfertigungen der Position der jeweiligen Wissenschaften und/oder (Teil)disziplinen geprägt; außer dem Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik sowie der (Zwischen)stellung von Stilistik betreffen sie weitere Vorschläge zur Umbenennung und Umstrukturierung der Disziplinen und ihrer Aufgabenbereiche (s. auch Kapitel 2.3). Generell bezeichnen sie eine Tendenz zur sog. Linguistisierung der Literaturforschung (vgl. den Titel von Piirainen 1969)[20]; man schreibt über eine grundsätzliche Revision der Literaturwissenschaft, über ihren anzustrebenden Status einer modernen Wissenschaft. Die Struktur von literarischen Texten sei durch Methoden des Strukturalismus „in einem bislang für nicht möglich gehaltenen Maße beschreibbar geworden" (Ihwe 1969:31) – von diesbezüglichen großen Hoffnungen in den 60er Jahren zeugen sowohl die Sammelbände von Ihwe als auch Kreuzer/Gunzenhäuser, in denen die Anführung von statistischen und mathematischen Methoden eine bedeutende Stelle einnimmt (s. unten Kapitel 2.1.1).

Entgegengesetzte Meinungen (vgl. z. B. Seidler 1978) bringen den Einwand hervor, dass eine mathematische Beschreibung nicht unbedingt Wissenschaftlichkeit schafft, denn die Ersetzung sprachlicher Aussagen durch mathematische Symbole alleine braucht nicht immer zur Erfassung der Zusammenhänge beizutragen. Darüber hinaus ist eine rein formale Annäherung nicht imstande, „die Schattierungen Zwischentöne,

[20] Noch anspruchsvoller klingt der Aufruf zur „Linguistisierung der Literaturwissenschaft". Die Linguistik wurde als Grundlagenwissenschaft dargestellt und die Literaturwissenschaft ihr nachgeordnet. In Müller 2004 gibt es weitere Verweise auf Darstellungen dieser Problematik, die für die vorliegende Arbeit nicht zugänglich waren.

Übergänge, Verschwebungen als solche“ und als ästhetischer Gegenstand zu erfassen (Seidler 1978:101), was nach wie vor eine Aufgabe der Literaturwissenschaft – von Seidler verstanden als Wissenschaft von der Sprachkunst, Sprachkunstforschung – bleiben soll. Auf die Voraussetzung, dass auch ihre Erfassung auf gewissen Kriterien beruhen muss, wird unten eingegangen.

Zu der inzwischen selbstverständlichen Erkenntnis, dass Analysen, die ein statistisches Werkzeug und Veranschaulichung der Zusammenhänge oder Ergebnisse durch graphische usw. Darstellungen benutzen, nur einen Teil in der Literaturforschung abdecken, gehört auch die Einsicht, dass eine Theorie der Literaturwissenschaft nicht von der Linguistik beschrieben werden kann: „Nicht das Ende der Literaturwissenschaft durch Okkupation ihres Objektbereichs von seiten der Linguistik kann das Ziel einer wissenschaftlich fundierten Textanalyse sein, sondern Methodenaustausch in sinnvoller Kooperation“ (Spillner 1974:114).

### 2.1.1 Mathematische und statistische Grundlage

Im Folgenden werden einige mathematische und statistische Versuche und Zielsetzungen vorgestellt, die sich im Allgemeinen dadurch auszeichnen, dass sie streng textintern und formal sind; es erfolgt in ihnen meistens keine Berücksichtigung des Sinngehaltes.

Nach Fucks/Lauter (1967) können mathematische und statistische Beschreibungen im Dienste der Ermittlung der epochen-, autor-, oder werkspezifischen Stilcharakteristika sowie dem Vergleich der nichtliterarischen Texte mit literarischen stehen. Von Fucks/Lauter wird Stil verstanden als „Gesamtheit aller quantitativ faßbaren Gegebenheiten in der formalen Struktur eines Textes“ (1967:109). So wird jedes zu analysierende Element des Textes zunächst durch seine Stellennummer und den Wert eines ausgewählten Merkmals gekennzeichnet und anschließend anhand der mathematischen Gleichungen die Häufigkeitsverteilung des Merkmals ausgerechnet. Im Analysebeispiel wird auf diese Weise die Silbenzahl pro Wort in zwei lateinischen

und zwei deutschen Texten festgestellt und verglichen: als Ergebnis lässt sich dann behaupten, dass die Verteilung in lateinischen und deutschen Texten unterschiedlich ist und dass die Silbenzahl eher ein sprach- als ein autorenspezifisches Charakteristikum ist. Deshalb wird nun als Weiterführung zusätzlich der Mittelwert der Wörter pro Satz von 50 Texten untersucht, wobei sich herausstellt, dass in literarischen Texten beide Werte niedriger sind als in nichtliterarischen. In einem weiteren Versuch wird die Übergangshäufigkeit von einer bestimmten Wortart zur anderen als unterscheidendes Merkmal des Stils von zwei Autoren herangezogen. Auch in Fischer (1967) werden diese Kategorien herangezogen, um stilistische Besonderheiten nachzuweisen: nach dem Vorbild von Boder[21] wird der Quotient zwischen Adjektiven und Verben in Texten von Verfasern unterschiedlicher Altersgruppen verglichen – und u. A. eine Ähnlichkeit zwischen „kindlichen Aufsätzen" und Romantexten festgestellt (vgl. Fischer 1967:173), was kaum ernst zu nehmende Folgerungen erlaubt.

Aus dem semiotischen Standpunkt werden von Walther (1967) anhand von drei Texten Zeichenelemente zusammengezählt und eingeteilt: Satzzeichen und Konjunktionen als indizielle kopulative Metazeichen; Adjektive, Vergleiche, Metaphern usw. als ikonische Zeichen, die weiterhin in ein- und mehrgliedrige und direkte bzw. abstrakte eingeteilt werden; Eigennamen, Pronomen, Adverbialbestimmungen und Präpositionen als indizielle textuelle Zeichen, die in untersuchten Texten auf je unterschiedliche Objekte – auf ein reales, fiktives und auf ein sprachliches Ereignis – verweisen. Unter symbolischen Zeichen im Textzusammenhang werden vor allem infinite Verbformen und Substantive mit Artikeln in die Statistik aufgenommen, aber auch finite Verbformen, die durch ihren indiziellen Charakter die Symbolhaftigkeit etwas abschwächen. Allerdings erlauben die so gesammelten Daten keine besonders deutlichen Folgerungen darüber hinaus, was über Abstraktheit oder Realitätsbezogenheit der Texte schon im voraus entschieden werden konnte.

Auf syntaktischer Ebene versucht Schmidt 1967 die Gliederung der Sätze und Verknüpfungsarten der Aussagen zu erfassen, indem er die Zahl, Art und Beziehungen

[21] **Boder, D. P.** ‚The adjective-verb quotient: a contribution to the psychology of language', *Psychological Revue, 1940,3*

von Prädikationen[22] feststellt und in einer Formelreihe darstellt. Einen äußerst formalisierten Vorschlag stellt Knauers (1967) Analyse von Silben und Lauten in der Dichtung anhand ihrer Rekurrenz dar, die durch Rekurrenzformeln in einem Index erfasst wird, und nicht zuletzt die Frage beantworten soll, ob sich Urteile über den gewissen Wohlklang oder Missklang eines Gedichtes begründen lassen. Es werden auch Versuche vorgenommen, anhand der statistischen Ergebnisse auf einen guten oder schlechten Stil zu schließen (vgl. Fucks/Lauter 1967:116) bzw. ästhetische Urteile durch Quotienten wie Adjektive pro Satz, Adjektive pro Verb oder Wörter pro Satz zu begründen (vgl. Fischer 1967), oder einen literarischen Text ästhetisch bestimmbar zu machen durch die Messungen der relativen Häufigkeit bestimmter formaler Merkmale, z. B. der Häufigkeit von Substantiven, einer bestimmten Art von Nebensätzen usw. (vgl. Ulrich 1967). Ebenso werden Hoffnungen gehegt, dass durch die quantitative Erfassung der Merkmale der formalen Struktur die Autorschaft nachgewiesen oder widerlegt werden kann (vgl. Fucks/Lauter 1967:120f). Fónagy (1967) versucht zu zeigen, wie und durch welche statistischen Werte sich mittels Form bestimmte Inhalte äußern können, dies angefangen mit Phonemen, Silbenzahl und Rhythmus – die jeweils mit bestimmten Stimmungen bzw. Gefühlsausdrücken in Verbindung gebracht werden – bis auf die lexikalische und Satzebene.

Im Hintergrund der heutigen Erkenntnisse ist der Wert der oben angeführten Wege und Ergebnisse mehr als zweifelhaft, wenn die Struktur als Ganzes erfasst werden soll. Die Bedeutungsstrukturen werden nicht berücksichtigt und durch rein statistische Erfassung der Elemente bleiben ihre Funktionen unbeachtet. Als Kriterium für die Zerlegung in syntaktische Einheiten gelten die Interpunktionszeichen, die z. T. auch als Angaben für die Statistik einbezogen werden. Durch die mathematische Formelsprache lässt sich die besondere Struktur der sprachlichen Phänomene, die sich ja nicht nur direkt auf Gegenstände beziehen, nicht vollständig erfassen, außerdem braucht die Abstraktheit bzw. Konkretheit oder auch Fiktivität nicht unbedingt auf diese Weise – durch Zahlenwerte – nachgewiesen zu werden.

[22] Im Sinne von Schmidt verstanden als logisch-sprachlicher Sachverhalt, dass einem Gegenstand eine Eigenschaft zugeschrieben wird oder dass zwischen Gegenständen eine Beziehung ausgesagt wird (vgl. Schmidt 1967:160)

Allerdings muss gesagt werden, dass die Unzulänglichkeiten zum Teil auch von vornherein eingesehen wurden, vor allem, was ästhetische Bewertungen und den vorläufigen Charakter dieser Untersuchungen betrifft. Angesichts des Strebens nach einem Objektivitätsideal, das sich vielleicht als ein anderes Extremum und Reaktion auf die oben beschriebene Situation bezeichnen lässt, ist die Zielstellung dieser Ansätze auch nachvollziehbar und stellt eine bedeutende Entwicklungsetappe dar. Die statistische Methode, wenn sie als ein Teil der Textbeschreibung aufgefasst wird, kann vor allem als Grundlage für weitere kontrastive Analysen dienen – und schließlich ist auch die neutrale Beschreibungsweise nicht zu unterschätzen.

### 2.1.2 Auffassung der Objektivität

Bei Bestrebungen nach einer objektiven Erfassung der Textstruktur kann man zwei grundsätzlich unterschiedliche Annäherungsweisen unterscheiden: deskriptiv und generativ, wobei beide den gemeinsamen Anspruch erheben – die Subjektivität in Literaturforschungen überwunden zu haben und wissenschaftlich objektive Verfahren zu gewährleisten. Mit Titzmann (1977a und b) kann dieser Anspruch zusammengefasst werden als Definierung der metasprachlichen Begriffe, Widerspruchsfreiheit der Aussagen, Nachprüfbarkeit der Hypothesen.

Bei deskriptivem Vorgehen werden die jeweiligen Strategien der Sprachverwendung, die Zeichenrelationen und -funktionen beschrieben und nachgewiesen, ohne Bewertungen oder Eindrücke anzuführen. Dieses Vorhaben kann aber nach Trabant (1974:51) in einer paradoxen Formulierung Todorovs münden, „[...] daß die wirklich immanente, d. h. objektive und erschöpfende Beschreibung eines Textes nur der Text selbst sei.“ Gewisse Einflüsse sind also nicht auszuschließen, denn auch bei einer nach Objektivität strebenden Strukturbeschreibung ist der Beschreibende die Instanz, die nach der persönlichen Erkenntnis darüber entscheidet, was beschrieben werden soll. Einen Versuch dies zu überwinden gibt es bei Riffaterre, der als diese Instanz den Archileser vorschlägt – „die für jeden Stimulus oder für eine ganze stilistische Sequenz

benutzte Informatorengruppe“ (1973:44), die dem Forscher darüber Auskunft gibt, welche Stellen im Text auffallen und somit als Untersuchungsobjekt in Frage kommen.[23]

Die im Deskriptivismus noch bleibende relative Subjektivität bei der Auswahl der Beschreibungsobjekte scheint durch den generativen Apparat, von dem man annimmt, dass er den Text als Ganzes mit allen seinen strukturellen Merkmalen nachzugenerieren vermag, tatsächlich überwunden zu sein. Ein anderes Problem dabei ist aber, dass durch eine gelungene Nachkonstruktion, die alle Besonderheiten umfassen soll, wiederum die Individualität des Textes – deren Erfassung ja auch ein Ziel der Forschungen ist – verloren gehen würde, denn das Ergebnis könnte dann mit einer „formalen Nacht“ verglichen werden, „[...] in der alle stilistischen Katzen genauso grau sind wie im Text selbst.“ (Trabant 1974:52).

Auf die weitere Frage, ob bei ein und demselben Text Analysen mit unterschiedlichen Ergebnissen angenommen werden dürfen, wurde oben kurz eingegangen. Mit Lotman, Trabant u.a. kann man dem zustimmen, dass eine einzig richtige und allgemeingültige Analyse von vornherein auszuschließen ist, denn es bleibt immer im Entscheidungsbereich des jeweiligen Rezipienten, welche Zeichenbeziehungen oder Eigenschaften des Textes relevant gesetzt werden. Auch nach Klein (1977:19) können Beschreibungen je nach dem Rezipienten verschieden ausfallen, denn er muss „gewisse Setzungen nach seinem Gutdünken vornehmen“, seine Behauptungen aber müssen und können überprüfbar sein. Ein Schritt von der Intuition des Forschers in Richtung Objektivität kann durch die „explizite Angabe intersubjektiv nachvollziehbarer Begründungen der Hypothesen“ (Trabant 1974:52) gewährleistet werden. Somit kann die Erfassung eines sprachlichen Elementes, z. B. ob es als automatisiert oder neuartig empfunden wird, auf die Ebene der Rationalität gehoben werden.

---

[23] Sein Kriterium zur Auswahl der Informanten kann man geradezu schlau nennen – sie sollen gebildet sein, damit sie „instinktiv den Text als Vorwand benutzen, um ihr Wissen zu zeigen: sie werden mehr Fakten feststellen in ihrem Eifer, zahlreiche Kommentare abzugeben und den Unterschied zwischen dem, was sie Stil nennen und dem, was sie als eine ‚normalere’ Ausdrucksform empfinden, zu übertreiben.“ (1973:41). Für den Forscher selbst würde es nach Riffaterre schwer fallen, die eigentliche Analyse von seinen ursprünglichen Stimuli zu trennen.

Einen entgegengesetzten Standpunkt vertritt aber Titzmann (1977a und b), der, den Begriff literarische Sprache als sekundäres modellbildendes System (wie Lotman) auffassend, doch nach einer einzig richtigen Interpretation strebt. Nach ihm basiere die Pluralismus-These gleichwertiger Analysen auf Denkfehlern, d. h. von zwei unterschiedlichen Analysen kann nur die eine richtig sein – oder beide sind spekulativ und können ausgeschlossen werden. Diese Meinung beruht vor allem auf der Voraussetzung, dass es bestimmte Kriterien sowohl für die Beschreibung als auch Relevantsetzung der zu untersuchenden Elemente geben soll. Mit der Aufstellung von 67 Interpretationsregeln versucht er einer rationalen und allgemeingültigen Interpretationstheorie Bahn zu brechen, die vor allem die Subjektivität in Interpretationen überwinden soll (siehe auch Kapitel 3.6.2). In dieser Frage ist aber m. E. jedoch eher anzunehmen, dass die Analysen unter Umständen unterschiedlich ausfallen können, denn die Aufstellung endgültiger Kriterien dazu, was richtig oder falsch als relevant zu bezeichnen wäre, würde eine kaum zu erreichende Universalität beanspruchen.

## 2.2 „SCHON“ ODER „NOCH“ LINGUISTISCH?

Mit dem Wissenschaftlichkeits- und Objektivitätsanspruch ist die Entstehung des Gegensatzes *textintern* vs *textextern* in Verbindung zu bringen. Für die linguistische Grundlage bedeutete dies eine Forderung nach einer völlig textimmanenten Analyse auf der Satzebene, die frei von jeglichen außersprachlichen Beziehungen wäre. Nach Horn (1978:186) gehört es nicht in den Bereich des Sprachlichen, wenn man ein Kunstwerk als Ganzes betrachtet, denn es umfasst das „bedeutete Seelische“ – „und woraus sonst sollte das Kunstwerk bestehen, wenn nicht aus Sinnlichem, Geistigem und Beziehung?“ In den Bereich des Sprachlichen würde nach ihm nur z. B. die Untersuchung der Bedeutung der Einzelwörter gehören.

Davon ausgehend aber, dass literarische Texte mit gleichen sprachwissenschaftlichen Methoden untersucht werden können wie alle anderen sprachlichen Äußerungen, ob schriftlich oder mündlich, postuliert Piirainen (1969:70) für die Erforschung

literarischer Texte zwei autonome Bereiche: für linguistische Gesichtspunkte den ‚intratextualen Kontext' und für außerlinguistische Gesichtspunkte den ‚extratextualen Kontext'. Der letztere soll auf Grund seines außersprachlichen Charakters auch nicht von der Linguistik erfasst werden, sondern spezifisch literarische Aspekte umfassen. Ein wichtiger Standpunkt dabei ist, dass die beiden Untersuchungsebenen stets getrennt gehalten werden sollen. Ähnlich verhält sich auch Bischoff 1970, mit der Ergänzung, dass man bei Anwendung der linguistischen Methoden auch Besonderheiten und Konventionen der literarischen Form berücksichtigen muss, da sie linguistische Strukturen beeinflussen können. Nach Klein (1977:17) würde eine rein linguistische Analyse den Aufbau und die Gesamtbedeutung eines Textes ermitteln; bei der Literaturwissenschaft trifft er eine Unterscheidung zwischen der Literaturwissenschaft im weiteren und engeren Sinne: die erste soll sich der linguistischen Analyse anschließen und die Ermittlung der ästhetischen Eigenschaften umfassen, und die zweite die Beschreibung der ästhetischen Wirkung alleine. Auch Titzmann (1977b:41) sieht die Literaturforschung angesichts ihrer Aufgabe, literarische Texte möglichst vollständig in ihrer Struktur, Bedeutung und Besonderheiten zu erfassen, in zwei Etappen eingeteilt und formuliert: „Die bekannte germanistische Diskussion um ‚Immanenz' und ‚Nicht-Immanenz' war ein Pseudoproblem: nicht um eine Alternative gleichzeitiger Möglichkeiten geht es, sondern um eine sukzessive Rekonstruktion, die zuerst das eine und dann das andere beschreibt."[24]

Wenn man davon ausgeht, dass die Bezogenheit auf das jeweilige Sprachsystem allein nicht ausreicht und die textimmanente Analyse nur einen Teil der Gesamtanalyse ausmachen kann, lässt sich jedoch nicht genau festlegen, wo die Grenze zwischen einer linguistisch fundierten und einer außerlinguistischen Phase der Untersuchung liegt. Auch bereits auf der phonologischen Ebene können außersprachliche Gegebenheiten eine Rolle spielen, ganz zu schweigen auf der semantischen, wo ein Element manchmal erst auf dieser Grundlage monosemiert werden kann, vgl. auch Heinemann (2000:58):

[24] In Titzmann verstanden als Rekonstruktion der intersubjektiv nachweisbaren Textbedeutung als ein hierarchisches System von Hypothesen über Beziehungen und von daraus abgeleiteten Folgerungen – also keinesfalls die sogenannte Autorintention nach dem Motto „was will der Autor uns damit nun sagen?"

mit Hilfe des pragmatischen Kontextes „kann auch die grundsätzliche semantische Offenheit von Texten erklärt werden."

In Anlehnung an Coserius (1988) Auffassung der Sprache und des Sprechens allgemein – worunter er ja vor allen Dingen literarische bzw. dichterische Sprachbenutzung versteht (vgl. Kapitel 1.2) – könnte der Gegenstand der Linguistik und das Verständnis von Außersprachlichkeit beträchtlich erweitert werden. Da das Sprechen nach Coserius Auffassung nicht nur eine psychophysische, sondern auch kulturelle Tätigkeit darstellt, die ihrerseits drei Arten von Wissen bzw. Kompetenz[25] umfasst (vgl. Coseriu 1988:69ff), kann angenommen werden, dass alle diese Wissensarten bei Texterzeugung herangezogen werden, so auch bei der Rezeption. Coseriu trifft folgende Unterscheidungen: elokutionelles Wissen oder die allgemein-sprachliche Kompetenz, idiomatisches Wissen oder die einzelsprachliche Kompetenz und expressives Wissen oder die Textkompetenz. Wenn die Aufgabe der Linguistik darin besteht, sprachliches Wissen zu beschreiben und zu begründen, so soll es eine reflexive Begründung durch Inhalte sein – Inhalte als „Modalitäten der Abgrenzung der möglichen Erfahrung sind und keineswegs diese Erfahrung selbst, d.h. daß sie ihrem Wesen nach sprachlich sind und nicht außersprachlich" (1988:227f).[26]

So ist zu beobachten, dass das, was man unter linguistischer Grundlage versteht, eine Erweiterung erfahren hat. Deutlich kommt es auch beim Betrachten des Verhältnisses zwischen Linguistik und Semiotik zum Vorschein, die, ursprünglich als eine bedeutende Weiterentwicklung der Linguistik entstanden und inzwischen im Allgemeinen als Wissenschaft von Zeichensystemen und ihren Beziehungen zueinander aufgefasst, nicht immer im gleichen Bedeutungsumfang gebraucht worden ist. Nöth (1980) stellt in Bezug auf Semiotik drei Auffassungsmöglichkeiten fest: Die erste, typisch vor allem für den französischen Strukturalismus, bezieht sich auf jegliche satzgrenzenübergreifende Analyse literarischer Texte, die eine gewisse linguistische

[25] *Kompetenz* bezieht sich bei Coseriu nicht auf das System einer Einzelsprache *(langue)* wie in generativen Ansätzen, sondern auf die allgemeine Sprachfähigkeit *(langage)*, vgl. 1988:57ff

[26] Dies im Unterschied zu Ansätzen, für die „die Inhalte etwas Äußeres sind und die Sprache nur in den materiellen Formen und Verfahren besteht" (1988:228). Die Begründung durch Inhalte wird von Coseriu eben der Linguistik zugerechnet – außerhalb ihr, auf der Ebene der „naiven Sprecher" geschieht die Begründung erfahrungsgemäß durch Funktion (wozu?) oder Tradition (warum?).

Grundlage besitzt, aber semiotische Zusammenhänge im heutigen Sinne nicht mit einzubeziehen braucht – was also über die Satzgrenze reicht, ist nicht mehr linguistisch, sondern semiotisch. Die zweite Art der Auffassungen nennt semiotisch eine linguistische Analyse, in die pragmatische und kommunikative Faktoren sowie Beziehungen zu Rezipienten oder anderen Zeichensystemen eingeschlossen werden – als linguistisch zu bezeichnen wäre dann eine textinterne (Text)analyse. Als eine dritte Möglichkeit werden der Semiotik nur Relationen zu anderen Zeichensystemen als Untersuchungsgegenstand angewiesen, pragmatische und textuelle Zusammenhänge gehören in die Linguistik (vgl. Nöth 1980:31).

Die verschiedenen Auffassungen reichen also von Ansätzen, die die Analyse literarischer Texte außerlinguistisch fundiert sehen, eben weil sie in linguistischer Annäherung eine Reduktion der Spracherfassung sehen[27], über Feststellungen, dass der linguistische Anteil bei semiotischen Ansätzen verhältnismäßig hoch ist (vgl. Titzmann 1977b:34), zu Konzepten wie die *Linguistik des Sinns* von Coseriu (1994), in der Beziehungen zu anderen Zeichensystemen mit einbezogen sind. Man kann sagen, dass das, was Jakobson (1965:125) schon über den Russischen Formalismus sagte, nämlich, dass die Diskussionen damals am heftigsten dort waren, „wo es um die Beziehung rein linguistischer Eigenschaften der Poesie zu jenen ging, welche über die Grenzen der Sprache hinausreichen und der allgemeinen Semiotik der Kunst zuzuordnen sind", nach wie vor gilt.

Waldmann (1980:179) weist auf das Problem hin, dass *textextern* auch innerhalb der kommunikationstheoretischen Sehweise, die auf pragmatische Zusammenhänge ausgelegt ist, verschiedenartig verstanden werden kann, u. U. zu einseitig: nur leserbezogen, autorbezogen oder zeichenbezogen. Im ersten Fall konzentriert man sich auf Rezeptionsweisen und -bedingungen,[28] im zweiten auf sog. Autorabsichten und

---

[27] vgl. z. B. Seidler (1978:90); er verweist diesbezüglich auf **Hardt**, Manfred, 1976: *Poetik und Semiotik. Das Zeichensystem der Dichtung;* Tübingen. Nach Austermühl (1981:79f) sieht Hardt in poetischer Sprache auf Grund des Einbezugs außersprachlicher Zeichenbeziehungen ein grundsätzlich anderes System als in natürlichen Einzelsprachen.

[28] Nach Klein (1977) sind solche rezeptionsästhetischen Untersuchungen nur sinnvoll, wenn sie eine historische Übersicht über die tatsächliche und nachweisbare Wirkung eines Werkes auf eine Lesergruppe mit bestimmten Merkmalen darstellen, wobei die im Rahmen einer vorangehenden

Lesererwartungen, im dritten auf die Aufweisung der semiotischen Merkmale – diese drei Arten sind als Untersuchungsgegenstand nicht auszuschließen, aber sie müssen auf Forschungsergebnissen der sprachlichen Strukturen beruhen und unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen Bedingungen gemeinsam zur Erfassung des Verhältnisses Autor – Text – Rezipient beitragen, d. h. die gesellschaftlich-geschichtlichen Interessen des Autors und Bedürfnisse des Lesers als Untersuchungsrahmen mit entsprechenden Textstrukturen und Strategien in Verbindung bringen. Zu diesem Zweck schlägt er eine Analyse auf vier Ebenen vor (Waldmann 1980:185ff):

1. Textexterne Ebene pragmatischer Kommunikation, die zwischen konkretem Autor und konkretem Leser (Lesergruppe) verläuft und durch die die Absichten bzw. Erwartungen verkündet werden
2. Textexterne Ebene literarischer Kommunikation, die die Vorstellung und Auffassung von einer in Bezug auf einen konkreten Text aufgenommenen literarischen Autorrolle bzw. Rezipientenrolle vermittelt, dies in Verbindung mit dem literarischen System
3. Ebene textinterner Kommunikation zwischen innertextuell entworfenen Autor- und Leserrollen, z. B. Unterhaltung, Belehrung, Information geben bzw. empfangen usw., über die der Text selbst Auskunft gibt
4. textinterne Ebene fiktionaler Kommunikation, die zwischen fiktionalen Figuren in fiktionalen Handlungen verläuft (und die auch am meisten untersucht worden ist).

Als Ausblick ist für den Zweck einer aufschlussreichen Literaturforschung auf linguistischer Grundlage, die als Weiterführung auch außersprachliche, gesellschaftliche usw. Zusammenhänge umfasst, somit festzuhalten, dass die Interdisziplinarität eine notwendige Voraussetzung ist. Ohne auf eine Begriffsdefinierung der Disziplinen einzugehen, gibt es außer Semiotik Schnittpunkte sowohl mit Stilistik und Rhetorik als auch Sprachphilosophie, Soziologie, Pragmatik, Kommunikations- und

---

linguistischen Untersuchung festgestellte Bedeutung und Form sowie die sprachlichen Besonderheiten dieses Werkes als Grundlage dienen sollen.

Handlungstheorie sowie Medienforschung, Gender-Forschung usw. Ihre Verfahren und Gegenstände fallen zum Teil zusammen und zeugen von gegenseitiger Verbundenheit, gleichzeitig auch von der Schwierigkeit, den Bereich einer jeden Disziplin genau festzulegen.

Zu einer interdisziplinären Literaturanalyse, die nicht nur sog. sprachbezogene Fächer umfasst, kann ergänzend ein Vorschlag von Nöth (1980:33) angeführt werden. Dieses Rahmenmodell[29] dient zur Lokalisierung der Semiotik in Bezug auf andere Wissenschaften und umfasst auch die oben angeführten Untersuchungsebenen von Waldmann. Es ist hierarchisch geordnet und ermöglicht bei der Analyse jeweils den Ausgangspunkt und Umfang der Untersuchung zu bestimmen:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Stufe PH | : | physikalische, chemische Strukturen |
| 2. Stufe PX | : | biologische, physiologische Vorgänge |
| 3. Stufe PSY | : | psychologische Vorgänge |
| 4. Stufe SZ | : | soziologische Organisation aller Lebewesen |
| 5. Stufe SEM | : | Symbolverhalten aller Lebewesen |
| 6. Stufe L | : | menschliche Sprache |
| 7. Stufe M | : | Metasprachen, Philosophie |

Zu dieser Anordnung ist Folgendes zu bemerken (vgl. Nöth 1980:33ff):
Von jeweils höheren Stufen werden die tieferen genetisch eingeschlossen und vorausgesetzt, wie z. B. von der menschlichen Sprache das Symbolverhalten, von diesem die soziologische Organisation usw. Für die Beschreibung auf einer der Stufen ist aber wichtig, dass dort „die Prinzipien der Beschreibungsökonomie“ gelten, d.h. „auf der jeweils höheren Stufe werden nur solche Strukturen analysiert, die nicht schon auf den tieferen Stufen beschrieben sind.“ (Nöth 1980:33). Für die Literaturanalyse

[29] Von Nöth vereinfacht und modifiziert dargestellt in Anlehnung an:
**Koch**, Walter A., 1973, Einleitung, (zu:) W.A. Koch, in: W.A. Koch (Hrsg.), *Perspektiven der Linguistik I*, Stuttgart
**Koch**, Walter A., 1974, Semiotik und Sprachgenese, in: W.A. Koch (Hrsg.), *Perspektiven der Linguistik II*, Stuttgart

bedeutet dies, dass alle Stufen von PH bis M im Prinzip eingeschlossen werden können, dass man aber als Ausgangspunkt der Untersuchungen eine Stufe auswählt – gewöhnlich die Stufe SEM oder L, auf der nur jeweils spezifische Strukturen beschrieben werden: bei L z. B. nur linguistische und textlinguistische Strukturen im engeren Sinne (phonologische, morphologische usw.) sowie stilistische, rhetorische, metrische usw. Phänomene. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass man einen literarischen Text aus anderen Gesichtspunkten betrachtet, z. B. PSY oder SZ.[30] Die Ausgangsstufe kann aber jeweils für die höher- bzw. tieferliegende Stufe offen bleiben und durch diese ergänzt werden. Darüber hinaus sind die Stufen jeweils durch eine historische Dimension zu ergänzen.

In diesem Modell wird zum einen hervorgebracht, dass die Literatur als Untersuchungsgegenstand sich nicht von der Sprache als solcher mit allen ihren Beziehungen trennen lässt, zum anderen gezeigt, wie das Untersuchungsgebiet sich möglicherweise eingrenzen lässt.

## 2.3 MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN EINER POETIK

> *Denn wir alle begreifen jetzt, daß ein Linguist, der sich gegenüber der poetischen Funktion der Sprache verschließt, und ein Literaturwissenschaftler, der sich über linguistische Fragen und Methoden hinwegsetzt, gleicherweise krasse Anachronismen sind.*
>
> *Jakobson 1960:119*

Im Anschluss an das oben Behandelte kann gesagt werden, dass die Bemühungen, für die linguistisch fundierte Erforschung literarischer Texte den Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin zu schaffen, der sowohl das Problem der

---

[30] Das Analysebeispiel von Nöth geht von SZ, PX und PH aus, wobei die im gegebenen Text abgebildeten Nonsens-Erscheinungen in Bezug auf die Stufenordnung oder -determination in Betracht gezogen und erläutert werden, z. B. dadurch, dass eine Stufe übersprungen worden ist (PX → SZ), wenn im Text Blumen sozialer Status zugesprochen wird.
Es könnte auch auf Wellbery 1993 (Hrsg.) verwiesen werden, in dem Annäherungen an einen gemeinsamen Text unter verschiedenen Blickrichtungen der Untersuchungen versammelt sind.

Interdiziplinarität, Textimmanenz als auch die Position der Linguistik bestimmen würde, zu verschiedenen Bezeichnungen dieser aufzubauenden Disziplin geführt haben, außer der im Titel erwähnten Poetik z. B. auch strukturale Stilistik, Wissenschaft der Sprachkunst, Linguistik des Sinns, strukturale Textanalyse u. a.; z. B. werden unter einer *ästhetischen Semiotik* drei Aspekte der Literaturerforschung zusammengefasst, die zum Teil getrennt untersucht, aber zum Zweck der Vollständigkeit miteinander verknüpft werden sollen (vgl. Ulrich 1967): ästhetische Syntax, die formale Beziehungen der Zeichen untereinander untersucht und vom Standpunkt der Linguistik aus wohl am meisten analysiert worden ist; ästhetische Semantik für die Erfassung der Beziehungen des Zeichens auf das Bezeichnete; und ästhetische Pragmatik, die vor allem in den Bereich der traditionellen Literaturkritik gehört hat und Beziehungen der Zeichen zu ihrem Empfänger untersucht. Weiterhin kann auf Seidlers *Sprachkunstforschung* (Seidler 1978) verwiesen werden, die einen engen Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft aufweist, aber auch ihre eigenen Fragestellungen und Lösungen hat und mit der Stilistik im engeren Sinne verbunden ist. Dem gegenüber wird Titzmanns *strukturale Textanalyse* als ein interpretatives Analyseverfahren abgegrenzt von der Literaturwissenschaft und von der Textlinguistik – sie stellt ein „rationales, intersubjektives, den wissenschaftstheoretischen Normen genügendes Verfahren" dar (1977b:36), das sich vor allem mit logischen Relationen zwischen Texttermen befasst und abgeschlossen eine Grundlage für weitere mögliche literaturwissenschaftliche oder linguistische Annäherungen erlaubt (s. auch Kapitel 3.6.2). In Coserius *Linguistik des Sinns* sind es aber eben literarische Texte, die den Gegenstand der Linguistik und die erste Etappe der Untersuchungen bilden; als ein weiterführender Schritt werden transphrastische Grammatik, Stilistik sowie Erforschung der Textsorten und Gattungen einbezogen (vgl. Coseriu 1994).

Die Bezeichnung *Poetik* dürfte aber am meisten Anwendung gefunden haben. Jakobson bestimmt ihren Gegenstand folgendermaßen: „Die Poetik befaßt sich vorab mit der Frage, *Was macht eine verbale Botschaft zu einem Kunstwerk?*" (1960:84), und sieht sie in der Literaturwissenschaft eine führende Rolle einnehmen und zugleich einen integralen Bestandteil des Forschungsgebietes der Linguistik ausmachen. Durch die Trennung von Linguistik und Poetik würde der Gegenstand der Linguistik krass

eingeschränkt (vgl. Jakobson 1960:87). Darüber hinaus soll sie sich aber auch mit nichtverbalen Kunstwerken beschäftigen sowie mit Gegenständen der allgemeinen Semiotik.

Wie oben angeführt, wird der Einbezug der Linguistik in die Literaturerforschung auf Grund des gemeinsamen Gegenstandes Sprache begründet. So Bierwisch (1967:49): „Einmal sind die Objekte der Poetik sprachliche Erscheinungen und fallen insofern auch in den Bereich der Linguistik, zweitens gibt es eine Reihe von generellen methodischen Problemen, die für Linguistik und Poetik parallel liegen." In Anlehnung an Greimas (1967:472) kann dieser Zusammenhang weiter ergänzt werden: „Zwischen der strukturalen Linguistik und der Poetik kann es nur eine enge Beziehung geben: nicht allein die Identität des zu beschreibenden Gegenstandes – in beiden Fällen sprachlicher Art –, sondern auch wie der Modus seiner Existenz beurteilt wird (nämlich als ein System von Relationen, d.h. als eine komplexe Struktur), berechtigen zu der Annahme, daß ein und dieselbe Verfahrensweise zur Analyse von linguistischen und poetischen Gegenständen dienen kann; und daß die Beschreibungsprozeduren für die Poetik (zumindest vorläufig) Anwendung und Verlängerung von in der Linguistik erarbeiteten Verfahren sind."

Dass der Gegenstand der Poetik über die Strukturbeschreibung hinaus auch weitere Aspekte umfasst, wird von Greimas (1967:480) folgendermaßen dargelegt: „Die Poetik hat ein doppeltes Ziel: einerseits versucht sie, mit den Begriffen der strukturalen Linguistik die poetische Kommunikation zu verstehen und zu beschreiben, andererseits muß sie imstande sein, über das strukturelle Wesen des besonderen poetischen Gegenstandes Aufschluß zu geben." Auch bei den auf Abweichungen ausgerichteten Ansätzen wird betont, dass die Aufgabe der Poetik als Wissenschaft nicht etwa die Aufstellung der Normen oder Rechtfertigung der Regelverletzungen sein kann, sondern Erklärung und Explizierung des Zustandekommens der poetischen Wirkungen und der Prozesse ihres Verstehens – die sog. poetische Kompetenz (vgl. Bierwisch 1967:59). Nach Ansätzen aber, die die Strukturen der literarischen Texte nicht als sekundäre Strukturen oder Regularitäten und den Prozess ihrer Produzierung und Verstehung als Teil der menschlichen Semiosefähigkeit auffassen, die das

Sprachverständnis im Allgemeinen und auch Sprachveränderung umfasst, kann der Aufgabenbereich der Poetik mit Kloepfer (1975:8) folgenderweise definiert werden:

1. Die Poetik sollte – wie die anderen literatur- und texttheoretischen Teildisziplinen – dazu beitragen, dass die kommunikative Kompetenz aller zur bestmöglichen Entfaltung gebracht wird; sie bedient sich dabei der Ergebnisse der Linguistik.
2. Die Sonderform Poesie/Dichtung ist von ihr so zu erforschen, dass sie als systematische Weiterentwicklung latenter Möglichkeiten der alltäglichen Sprache erscheint; die Prinzipien der ‚Mache' poetischer Texte sind als Allgemeingut der Sprachgemeinschaft zu entdecken.
3. Dies lässt sich dadurch begründen, dass sich in dem Poetischen die Fähigkeit zur Sprache und zur Erstellung von Zeichensystemen überhaupt manifestiert, die jedem Spracherlernen und jedem Sprachwandel zugrundeliegt.

Somit sind die jeweiligen Bezeichnungen der Literaturforschung stets im Zusammenhang mit ihren sprachtheoretischen Ausgangspunkten zu betrachten, da an ihnen davon abhängig verschiedene Ausmaße an ihrem Gegenstand, an ihren Grenzen und Möglichkeiten vorausgesetzt werden. Wenn sich die Grenzen innerhalb verschiedener Auffassungen auch verschieben, ist in ihnen doch eine gemeinsame Stellungnahme den sog. interpretativen und auf persönlichen Eindrücken des Rezipienten beruhenden Annäherungen gegenüber festzustellen – die Poetik soll nicht mit ihnen oder mit der Literaturkritik verwechselt werden, die sich mit ästhetischen Bewertungen befassen und einen eigenen Stellenwert haben. Interpretationen, Wertbeurteilungen oder innere Aussagen (vgl. Piirainen 1969) sollen nicht abgeschaffen, sondern als solche auch aufgefasst werden – nämlich mit der Voraussetzung, dass sie im Hinblick auf wahr oder falsch nicht zu überprüfen sind. Klein (1977:6ff) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass grundsätzlich nur Aussagen über das Werk allein und über seine sprachliche Form überprüfbar und intersubjektiv sein können, nicht aber dem Text zugesprochene ästhetische Eigenschaften wie Schönheit, Würde oder Plattheit usw. Auch autorbezogene

Aussagen über Absichten und Verhältnis zum Werk, obwohl in vielen Fällen nachforschbar, können nicht immer mit Sicherheit erwiesen werden.

Darüber hinaus kann aus Diskussionen über den Umfang einer Poetik der Grundsatz abgeleitet werden, dass wichtiger als die Literaturforschung unter einem gemeinsamen und gleichwertigen Namen unterzubringen, die Bemühungen sind, bei der jeweiligen Analyse die Grenzen zu erkennen und anzugeben. Auf die am Anfang dieses Kapitels angeführte Aussage von Jakobson zurückgegriffen kann gesagt werden, dass eine Auseinandersetzung mit sprachtheoretischen Grundlagen nicht zu vermeiden ist. Es ist aber zu vermeiden, dass die Analyse in Bezug auf außersprachliche und -textliche Beziehungen uneinheitlich oder verschwommen bleibt, indem man angibt, an welcher Stelle die rein textbezogene Annäherung um andere Beziehungen erweitert wird.

Anschließend ist zu methodologischen Vorgehensweisen in der linguistischen Literaturerforschung noch zu vermerken, dass sich je nachdem, ob man konkrete Ausdrücke der Poetizität oder eine poetische Sprache an und für sich zum Untersuchungsgegenstand stellte, zwei unterschiedliche Tendenzen herausgebildet haben. Die erste ist schon auf Ansätze des Russischen Formalismus zurückzuführen und stellt die Fixierung der in literarischen Texten vorkommenden Verfahren in einer *Verfahrensliste* dar mit dem Zweck, typische Eigenschaften dieser Texte und ihre Differenzen zu nichtliterarischer Sprachverwendung festzustellen. Diese Idee ist als eine hypothetische Möglichkeit z. B. von Coseriu (1994:152) aufgegriffen worden, wobei es allerdings nicht mehr um Erfassung der Unterschiede zum alltäglichen Sprachgebrauch geht, sondern um Aufzeichnung der je zum Ausdrücken des Sinns benutzten Verfahren überhaupt. Es handelt sich dabei um eine immer offene Liste, denn die Verfahren können nur anhand konkreter, schon untersuchter Texte identifiziert werden und sind keinesfalls vorhersagbar. Ganz in seinem Sinne weist Lotman (1972:145) darauf hin, dass dabei stets zu beachten wäre, dass ein künstlerisches Verfahren „kein materielles Textelement ist, sondern eine *Relation.*“ Eine bloße Aufzählung z. B. der Metaphern, Epitheta usw. kann nicht erfolgreich sein, wenn sie nicht in Beziehung „zur Lesererwartung, zu den ästhetischen Normen der

Epoche, zu den vertrauten Sujet-Klischees, zu den Gesetzmäßigkeiten des Genres“ (Lotman 1972:144) gebracht werden.

Bei der anderen Tendenz, die nicht Redeakte, sondern die poetische Kompetenz zum Gegenstand der Poetik erklären, wird hingegen davon ausgegangen, dass die literarischen Verfahren auf einem anderen System als dem der natürlichen Sprache beruhen und folglich von dem sog. *poetischen Regelsystem* erfasst, erklärt und im Voraus erzeugt werden können (vgl. auch Kapitel 3.8). Die Versuche, ein solches Regelsystem auszuarbeiten, haben aber eben auf dieser Grundlage viel Kritik erfahren: man kann nicht von einer langue-Seite der Literatur neben der langue-Seite der natürlichen Sprache reden – wenn, dann „nur in uneigentlichem Sinne“ (Horn 1978:134). Auch nach Austermühl (1981:128) kann die geschlossene Festhaltung der Verfahren „weder angestrebt noch geleistet werden“, vor allem auf Grund der Tatsache, dass sie auf dem natürlichen Sprachsystem basieren, das an sich dynamisch und veränderlich ist, so dass auch die Menge möglicher Zeichenbildungen unendlich ist.

# 3 LINGUISTISCHE SCHWERPUNKTE DER UNTERSUCHUNGSMETHODEN

Methodologisch wird die linguistische Erforschung literarischer Texte am stärksten von der Funktionalanalyse und der generativen Transformationsgrammatik beeinflusst. Ihr Beitrag soll im Folgenden mit seinen Vor- und Nachteilen ausführlicher dargestellt werden. Eine weitere strukturalistische Richtung – die Glossematik – ist verhältnismäßig weniger aufgegriffen worden, obwohl zu ihren Verdiensten (nach Ihwe 1969) die Ausbildung entsprechender literaturtheoretischer Ansätze und eines theoretischen Modells für jede systematische Behandlung der literarischen Fakten gezählt werden können. Ein Grund für die bescheidene Anwendung in linguistischen Annäherungen, zumindest im deutschen Sprachraum, könnte darin liegen, dass sie im Grunde auf eine möglichst vollkommene Theoriebildung ausgerichtet war und weniger praktische Zwecke berücksichtigte. Die glossematischen Grundprinzipien aber, wie die Strukturierung der Sprache nach Form und Substanz des Ausdruckes und des Inhaltes

sowie das Prinzip der Zuordnung der Merkmale sowohl auf der Ausdrucks- als auch Inhaltsebene, stellen jedoch eine bedeutende Entwicklungsetappe in der strukturalistischen Linguistik dar (vgl. Bierwisch 1966). Nach Trabant (1996:48) haben sie darüber hinaus „den eigentlich europäischen Beitrag zur modernen Zeichentheorie" geleistet (indem das Wesen der Zeichen nur auf das Sprachliche bezogen wird und der Gegenstand der Semiotik somit „sprachwissenschaftlicher" ist als in anderen Richtungen). Teilweise sind die Ideen von Hjelmslev im Ansatz von Coseriu (s. auch Kapitel 1.2) und in semiotischen Untersuchungen von Greimas aufgenommen und weiterentwickelt worden.

Nach Heinemann ist für die Grundentwicklungen strukturalistischer Schulen im Allgemeinen eine textinterne Annäherung charakteristisch, die die Struktur einer Sprache als ein hierarchisches, aus verschiedenen Ebenen bestehendes System betrachtet. Dabei ist festzustellen, dass die Satzebene lange als die höchste Ebene angesehen wurde (vgl. Heinemann 2000). Man kann weiter eine Entwicklung von der reinen Systemlinguistik zu kommunikativ und semiotisch geprägter Linguistik beobachten. Als eine Zwischenetappe lässt sich die sog. Textgrammatik bezeichnen, die die Satzgrenze als unzureichend erkannte und die Untersuchung bestimmter grammatischer Phänomene wie Satzgliedfolge, Tempuswahl, Artikelgebrauch, Referenzstrukturen usw. auf den ganzen Text erweiterte (vgl. Küper 1976:29). Dabei ist jedoch zu vermerken, dass die Untersuchungen über die Satzgrenze hinaus in erster Linie nichtliterarische schriftliche und mündliche Texte betreffen. Auf einige Ausnahmen wird in Harweg (2000) verwiesen[31] – sie behandeln aber vereinzelte

[31]**Kahr**, Johanna (1976): *Entpersönlichende Personenerwähnung im modernen französischen Roman. Untersuchungen zur Grammatik und Poetik narrativer Texte.* Amsterdam. – Möglichkeiten der Einführung und Wiedererwähnung von Personen im Roman
Birkenmaier, Willy (1979): Artikelfunktionen in einer artikellosen Sprache. Studien zur nominalen Determination im Russischen; München – eine Behandlung anhand deutscher und russischer literarischer Texte
**Gobyn**, Luc (1984): *Textsorten. Ein Methodenvergleich, illustriert an einem Märchen.* Brüssel. – prüft verschiedene textlinguistische Ansätze im Hinblick auf ihre Verwendbarkeit für eine exemplarische textsortenlinguistische Interpretation von *Dornröschen* der Brüder Grimm
**Koniszewski**, Petra (1994): *Textkonstitution und Substitution, am Beispiel von Thomas Manns Erzählung „Unordnung und frühes Leid"*. Frankfurt am Main. – Anwendung der Substitutionstheorie auf dieser Erzählung
**Lücking**, Peter (1995): *Deskriptionssequenzen in fiktionalen Texten.* Bochum. – Konzepte der Identitäts- und der Kontiguitätssubstitution, Thema und Rhema, Vordergrunds- und

Erscheinungen und benutzen literarische Texte vor allem als empirische Quelle, um bestimmte Aspekte der Einzelsprachen festzuhalten. Mit dem Ziel, den Text und seine Kohärenz vollständig zu erfassen, bezeichnen dann handlungstheoretisch veranlagte Ansätze mit der Erweiterung um eine pragmatische Komponente die Aufhebung der rein textinternen Analyse (vgl. Küper 1976:29).

Wenn literaturwissenschaftliche und linguistische Untersuchungen in der Auslegung und Beschreibung literarischer Texte im Prinzip ein gemeinsames Ziel haben, dann haben sie in Bezug auf die Einteilung der Texte in Sorten bzw. Gattungen unterschiedliche Wege eingeschlagen. Ausgegangen vom allgemeinen Standpunkt der kommunikativen Linguistik, dass Gebrauchstexte einen Funktionswert, literarische hingegen einen Eigenwert hätten, haben linguistische Untersuchungen diese deshalb meistens ausgeschlossen (vgl. Breuer 1997). In diesem Zusammenhang, dass die linguistische Annäherung an Textklassifikationen sich vorwiegend auf eindeutig nichtliterarische Texte beschränkt hat, sieht er dann aber auch neue Voraussichten für die Zusammenarbeit zwischen beiden Disziplinen: „Zu diesem Zweck wird der linguistische Begriff der Textsorte eng auf den literaturwissenschaftlichen Begriff des Genres bezogen." (1997:58).[32] Der systembezogenen linguistischen Klassifikation auf morphologischer, semantischer und pragmatischer Ebene soll dann die Bestimmung der Genres – der „historisch begrenzten literarischen Institutionen" – folgen, so dass die Angehörigkeit zu einer Textsorte als Voraussetzung für die Genrebestimmung gilt. Nach Breuer könnte dieser – vorläufig hypothetische – Ansatz dazu beitragen, dass Texte einerseits über Gebrauchstexte und andererseits über die klassische Dreiteilung der literarischen Gattungen hinaus untersucht und eingeordnet werden können.

---

Hintergrundsperspektivierung anhand dominant narrativer fiktionaler Texte aus dem deutschen, englischen und französischen Sprachraum

[32] Eine solche Annäherung ist nach Breuer bisher vor allem nur aus der literaturwissenschaftlichen Sicht erprobt worden. Er verweist diesbezüglich auf: **Fricke**, Harald, 1981*: Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur;* München sowie 1984*: Aphorismus;* Stuttgart, ebenso **Scholz**, Bernhard F., 1986: ‚Das Emblem als Textsorte und als Genre' (in: Wagenknecht, Christian (Hrsg.), 1989: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986;* Stuttgart*)* und **Lamping**, Dieter, 1993: *Das lyrische Gedicht. Definitionen zu Theorie und Geschichte der Gattung;* Göttingen.

Im Allgemeinen sind die Auseinandersetzungen über den Beitrag der Linguistik in die Überlegung gemündet, dass die Analyse besonderer Sprachmittel als Vorarbeit, als methodisches Hilfsmittel zur literarischen Interpretation unternommen werden könnte. Die Linguistik beschränkt sich darauf, allgemeine Strukturmerkmale festzustellen – die Einbeziehung der Textstruktur in die Interpretation gehört in den Aufgabenbereich der Literaturwissenschaft, so ist die linguistische Analyse weder eine besondere Form der literarischen Interpretation noch ein Ersatz für sie (vgl. z. B. Oomen 1973:60, Todorov 1966b:264).

## 3.1 POESIE UND PROSA

### 3.1.1 Überlegungen zu einer Abgrenzung

*Die Einteilungen der Schulbücher sind beruhigend einfach. Hie Prosa – hie Dichtung.*
*Jakobson 1935a:192*

Über Schulbücher hinaus ist die Abgrenzung von Poesie und Prosa allerdings weniger beruhigend – wie Jakobson anführt, kann dieses Problem nicht allgemein, sondern nur in Verbindung mit verschiedenen kulturellen Hintergründen, sogar mit der literarischen Vergangenheit eines Einzelnen erfasst werden. Bei der linguistischen Annäherung stellt sich gleichzeitig die Frage, ob davon abhängig auch unterschiedliche Methoden heranzuziehen sind. Im Grunde haben linguistische Ansätze zur Literaturforschung den Anspruch erhoben, auf alle Arten von literarischen Texten, sowohl Poesie als auch Prosa im engeren Sinne, anwendbar zu sein. Wie aus dem oben Angeführten hervorgeht (vgl. Kapitel 1), hat man sich in erster Linie nicht mit ihrer Unterscheidung befasst, sondern vielmehr mit der Unterscheidung von Literatur und Nichtliteratur, zumal die Grenzen zwischen Prosa, Dichtung und verschiedenen Übergangsformen nicht immer deutlich festzulegen sind.[33] Dennoch lässt sich feststellen, dass bei methodischen Vorschlägen und Analysebeispielen oft eine Orientierung entweder an „typisch Prosa" oder „typisch Dichtung" vorhanden ist, was den Anschein erweckt, als ob die jeweilige Methode für die eine geeigneter wäre als für die andere – man kann ja davon ausgehen, dass z. B. phonologische Merkmale in der Dichtung offensichtlich eine größere Rolle spielen als in erzählerischen Texten. Im Folgenden sollen einige Überlegungen zu ihrer Abgrenzung dargestellt werden, um zu verdeutlichen, ob und inwieweit eine Unterscheidung auf linguistischer Grundlage möglich und sinnvoll ist.

[33] Oder wie Lotman anführt, „ist ‚Gedicht-sein' und ‚Prosa-sein' nicht nur die materielle Ausdrucksform des strukturellen Aufbaus eines Textes, sondern auch eine für alle Kulturtypen jeweils festgelegte Funktion des Textes, die bei weitem nicht immer eindeutig aus seinem graphisch fixierten Teil erschlossen werden kann." (Lotman 1972:153)

Eine der Unterscheidungsgrundlagen, die allerdings bloß auf der Empfindung beruht, betrifft die Einfachheit bzw. Kompliziertheit. Da die sog. poetischen Verfahren – auf den ersten Blick versteht man darunter oft vor allem die Versstruktur – in der Prosa zumeist fehlen, ist es nicht ausgeschlossen, dass man einen Prosatext wegen seiner scheinbaren Ähnlichkeit zu nichtliterarischen Texten als weniger „poetisch" und deshalb auch als leichter zugänglich auffasst. Dieses Verständnis versucht z. B. Lotman (1972:143) abzubauen: „In der Hierarchie des Fortschreitens vom Einfachen zum Komplizierten ist die Abfolge der Genres eher diese: Umgangssprache – Lied (Text + Melodie) – ‚klassische Poesie' – künstlerische Prosa" – vor allem auf der Grundlage, dass die Wahrnehmung künstlerischer Wirkung nicht immer auf der Auffindung bestimmter (auffallender) Verfahren beruht, sondern auf dem Verständnis der manchmal sehr komplexen Beziehungen, die auf den ersten Blick vielleicht nicht erfassbar werden (vgl. z. B. auch das Analysebeispiel von Eimermacher, Kapitel 3.4).

Einen graduellen Unterschied in umgekehrter Richtung zwischen Lyrik – Prosa – Alltagssprache sieht Austermühl (1981, in Anlehnung an Kloepfer und Coseriu): in der ersten wird die Sprache kreativer und dynamischer benutzt als in der letzten. Die Zeichen werden in der Lyrik so eingesetzt, dass ihre Beziehungen nicht unmittelbar wahrnehmbar sind, sie haben auch keine verweisende Funktion – im Unterschied zu Texten, wo Strukturen eher konventionell sind und die Zeichenträger selbst kaum wahrgenommen werden. Auf dieser Grundlage wird auch ihre Beziehung zu Objekten direkt empfunden. Bei diesen Überlegungen geht Austermühl von Peirces Zeichentheorie aus und charakterisiert die Zeichenträger in lyrischen Texten ihrer Funktion nach allgemein als Sinzeichen, die auf Grund ihrer einmaligen Beschaffenheit für den konkreten Text diesen interpretationsbedürftig (oder interpretationsbedürftiger als andere Texte) machen. Die Prosa hingegen würde sich generell durch Benutzung von Legizeichen auszeichnen, die unabhängig von ihrer mehrmaligen Reproduktion ihre Identität bewahren.

Daraus resultiert auch die von Austermühl (1981:147ff) ausgedrückte „lyrische Kürze" und „epische Breite": in der Prosa sind es längere Sequenzen, die eine Einheit bilden, innerhalb derer Zeichenbeziehungen und Polyfunktionalität zu untersuchen sind; in

der Lyrik sind sie hingegen kürzer, was den Text als Ganzes intensiver wirken lässt. „Zu interpretierbaren bzw. interpretationsbedürftigen Textkonstituenten können in literarischen Prosatexten deshalb erst die Produkte relativ komplexer Zeichenbildungen, nicht aber die einzelnen Elemente solcher Zeichenbildungen werden." (Austermühl 1981:150). Ein weiterer Unterschied kann nach Austermühl hinsichtlich des Bezugsfeldes getroffen werden: während dies in alltäglichen Texten real ist und in Prosatexten fiktiv, wird bei Gedichten der Bezugsrahmen vom Leser selbst formuliert. So ist auch die Abgrenzung von Austermühl im Grunde auf den Grad der Schwierigkeit zurückzuführen – im Unterschied zu Lotman wird hier bloß die gewisse Intensität der Poesie als schwieriger zugänglich empfunden.

Auf Grund der paradigmatischen und syntagmatischen Beziehungen des Sprachsystems wird von Jakobson (s. 1935a, 1956, 1960) darauf hingewiesen, dass für die Prosa, die sog. realistische Literatur, eher metonymische Strukturen typisch sind, für die Dichtung metaphorische Strukturen (s. auch Kapitel 3.5), wobei dieser Unterschied für die linguistische Beschreibung keine Rolle spielt: Jakobson weist lediglich darauf hin, dass das metonymische Prinzip weniger erforscht sei, „und das, obwohl die gleiche linguistische Methodologie, womit die Poetik den metaphorischen Stil romantischer Poesie analysiert, auf die metonymische Textur realistischer Prosa vollkommen anwendbar ist." (1960:116). So ist bei dieser Fragestellung festzuhalten, dass – obwohl sich zweifelsohne unterscheidende Merkmale zwischen ihnen feststellen lassen – die Bemühungen mit der Abgrenzung von Poesie und Prosa methodologisch keine Rolle spielen.

### 3.1.2 Ermittlung der narrativen Struktur

Bei den oben angeführten Unterscheidungen handelt es sich um Aussagen, die einen mehr oder weniger generalisierenden Charakter haben und in Einzelfällen u. U. widerlegt werden können. Einen möglicherweise festeren Ausgangspunkt bietet das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer narrativen Struktur, auf Grund dessen erzählerische Texte von anderen unterschieden und entsprechend durch besondere Verfahren beschrieben werden können. Als Ausgangspunkt zu solchen Überlegungen könnte das Modell der Ebenen der poetischen Kommunikation von Greimas angeführt werden, worin poetische Einheiten der Ebene des Ausdruckes und der des Inhaltes jeweils syntagmatisch und paradigmatisch in Verbindung gebracht werden: den phonematischen Schemata entsprechen im Prinzip grammatikalische (also morphologische oder syntaktische) Schemata; und den prosodischen (oft mit phonematischen verbunden) narrative Schemata.

| Ebene der Sprache / Dimensionen | Ausdruck | Inhalt |
|---|---|---|
| Syntagma | phonematische Schemata | grammatikalische Schemata |
| Äußerung | prosodische Schemata | narrative Schemata |

*Greimas 1967:475*

Aus dem Modell geht zum einen hervor, dass die Einteilung der Sprache in Ausdrucks- und Inhaltsebene nach Greimas zugleich eine Unterscheidung zwischen poetischer und literarischer (im Sinne von narrativer) Forschung bedeutet (vgl. Greimas 1967:473), zum anderen (z. T. in Anlehnung an Jakobson), dass sich auf Grund der Äquivalenzbeziehungen aus phonematischen und grammatikalischen Schemata einerseits poetische Matrizen bilden, aus prosodischen und narrativen Schemata andererseits Gattungsmodelle (vgl. Greimas 1967:476).

Zur Definition der narrativen Texte kann Folgendes angeführt werden: „Jeder narrative Text wird allgemein aufgefaßt als die sprachliche Manifestation einer Verkettung von tiefenstrukturellen narrativen Einheiten, die in verschiedenen Phänotexten sprachlich realisiert werden können (also transformationell bearbeitet werden können)“ (Schmidt 1974:58) – d. h. eine bestimmte narrative Struktur kann jeweils mit unterschiedlicher sprachlicher Gestaltung ausgefüllt werden. Nach Renner (2000) können demnach weiterhin Vergleiche unterschiedlicher Varianten derselben Geschichten einen Ausgangspunkt für Untersuchungen bieten, über verschiedene Texttypen hinaus auch z. B. Verfilmungen oder Dramatisierungen eines epischen Textes. Diese Auffassung ist zurückzuführen auf Todorovs Unterscheidung zwischen Geschichte (*histoire*) und Erzählung (*discours*), wobei die Geschichte das „Was“, also die vermittelten Ereignisse und Personen darstellt, die durch die Erzählung – das „Wie“ – jeweils durch eine unterschiedliche Weise vermittelt werden können; dieser Gegensatz könnte im Prinzip auch als *Handlung* vs *Darstellung* ausgedrückt und weiterhin spezifiziert werden (vgl. Martinez/Scheffel 1999:25, Todorov 1966b)[34]. Zu Untersuchungszwecken ist es nach Todorov (1966b) zweckmäßig, beide Seiten zunächst getrennt zu betrachten.

Vom Gesichtspunkt der Linguistik aus ist allerdings festzustellen, dass der eigentlich linguistische Anteil, wenn man die Gestaltung der Oberfläche zunächst beiseite lässt, bei der Erfassung der narrativen Struktur, also vor allem der Handlungslinien der Figuren, am kleinsten ist (vgl. z. B. Titzmann 1977b). Da das Hauptaugenmerk bei der Aufdeckung der Textgliederung dem inhaltlichen Handlungsablauf und Handlungslinien gilt, weist auch Spillner (1974:113) darauf hin, dass bei narrativen Analysen von einer Grammatik eigentlich nur im metaphorischen Sinne die Rede sein kann. Im Folgenden soll jedoch auf Versuche verwiesen werden, die die erzählerische Struktur mit traditionell linguistischen Kategorien in Verbindung bringen.

---

[34] Wenn Todorovs Auffassung ihrerseits auf dem Russischen Formalismus (vor allem Boris Tomaševskij *Theorie der Literatur*, 1925) basiert, so stellt sie doch eine bedeutende Erweiterung dar: in Bezug auf Geschichte (*fabula*) umfasst sie alle Aspekte der erzählten Welt, nicht nur ihre handlungsrelevante Teile, und in Bezug auf Erzählung/Diskurs (*sjužet*) nicht nur die „Reihenfolge der Ereignisse in ihrer literarischen Darstellung“, sondern alle Aspekte der Vermittlung, also auch Perspektive, Stil, Modus u. a. (vgl. Martinez/Scheffel 1999:23).

Die Ermittlung der narrativen Strukturen, im Allgemeinen als eine Aufgabe der Narrativik oder strukturalen Erzähltextanalyse angesehen, soll ausdrücklich formuliert in der Aufdeckung der narrativen Struktur als Makrostruktur auf der Tiefenebene eines Textes bestehen, „die Texte organisiert und sich in erster Annäherung als eine Menge zeitlich geordneter, kausal aufeinander bezogener Ereignisse verstehen lässt“ (Renner 2000:44). Nach Schmidt (1974) gehört zu ihrem Aufgabenbereich darüber hinaus die Entwicklung der Modelle, die intersubjektiv nachvollziehbar den Prozess der Erzeugung und Rezeption beschreiben würden.

Die Narrativik, vor allem ihre Entwicklung durch den französichen Strukturalismus, ist vom Ansatz Propps abzuleiten[35], der anhand von 100 russischen Märchen die handlungslogische Systematik der Märchen untersucht und mit Feststellung von 31 Aktionsfunktionen und 7 typologischen Figuren eine Möglichkeit darstellt, verschiedene Handlungsabläufe zu erfassen und mit bestimmten Formeln auszudrücken (vgl. Renner 2000:43ff). Dieser Ansatz, aufgenommen von Bremond[36], Greimas, Todorov u. a., hat z. T. weitere Formalisierungen erfahren, in denen die methodische Grundlage für die Beschreibung der Makrostruktur von der Oppositions- und Äquivalenzbildung im Sinne des Strukturalismus gebildet wird. Auch Lotmans Auffassung des Sujets als globaler Struktur der Handlung – Übertretung eines Verbotes oder Grenzüberschreitung, auf Grund derer Texte in sujetlose und sujethafte (also narrative) eingeteilt werden können (vgl. Lotman 1972:336ff) und die Thematisierung der Raumsemantik, in der semantische Raumabgrenzungen (als evaluative Gegensatzpaare wie *gut* vs *böse*, *vertraut* vs *fremd* usw.) mit topologischen (*oben* vs *unten*, *links* vs *rechts* usw.) Raumbestimmungen in Verbindung gebracht werden und

---

[35] Vladimir Propp „Morphologie des Märchens“, in Petersburg veröffentlicht 1928, außerhalb des Russischen Formalismus aber erst 1958 (nach der englischen Übersetzung) bekannt geworden (vgl. Renner 2000).

[36] Vor allem sein triadisches Modell, das Elementarsequenzen einer Erzählung und somit die Entwicklung und den Abschluss einer Modalität als Triade aufeinander folgenden Dichotomien darstellt. Als problematische Stelle ist in anschließenden Untersuchungen ihre binäre Struktur erkannt worden, die immer nur zwei und nicht mehrere Handlungsalternativen zulässt und die Sequenzen nur einer kleinen Zahl von Lebenssituationen entsprechen. Außerdem bleibt die inhärente Perspektivenproblematik bleibt zunächst ungelöst, z. B. ob ein Ereignis als Erfolg des Missetäters oder als Misserfolg des Helden aufzufassen ist (vgl. Renner 2000:50).

schließlich durch topographische Gegensätze wie *Berg* vs *Tal*, *Stadt* vs *Land* usw. konkretisiert werden (vgl. auch Martinez/Scheffel 1999:141f, Renner 2000:51f).

In Anlehnung an Renner (2000:48f) kann in diesem Zusammenhang weiterhin auf das Aktantenmodell von Greimas verwiesen werden, das einen Versuch der Verbindung von sprach- und literaturwissenschaftlicher Analyse darstellt, indem sechs Typen von Aktanten als abstrakte Bedeutungseinheiten aufgefasst werden, die vergleichbar mit linguistischen Kategorien wie Subjekt und Objekt sind:

*Adressant* – ***Objekt*** → *Adressat*
↓
*Adjuvant* → ***Subjekt*** ← *Opponent*

Die Aktanten lassen sich folgenden paradigmatischen Klassen zuordnen:
1) *wollen (begehren)* – für die Kategorie *Subjekt* vs *Objekt*
2) *wissen* – für die Kategorie *Adressant* vs *Adressat*
3) *können* – für die Kategorie *Adjuvant* vs *Opponent*

Auf diese Weise sind Propps Aktanten und Funktionen durch Greimas reduziert und systematisiert worden; darüber hinaus haben sie eine Ergänzung durch die Thematisierung der Leidenschaften erfahren – was eine der Bemühungen des französichen Strukturalismus im Allgemeinen gewesen ist (vgl. Trabant 1996:55).

Das Aktantenmodell von Greimas steht im Zusammenhang mit seiner Konzeption des Handlungsverlaufs, die eine Funktionenkette darstellt: *Aufforderung* vs *Annahme* – *Konfrontation* vs *Gelingen* – *Konsequenzen*. Die Konsequenzen ihrerseits umfassen drei Möglichkeiten *Empfang des Adjuvanten – Beseitigung des Mangels – Erkennung des Helden*, die den drei Modalitäten *können – wollen – wissen* entsprechen und die oben angeführten drei Aktantenkategorien ordnen (vgl. Renner 2000).

Einen Versuch, die sog. Grammatik der symbolischen Tätigkeiten (unter denen auch die Erzählung einzuordnen ist) zu entwerfen, stellt Todorovs *Grammatik der Erzählung*

dar (1972), in der bestimmte Episodentypen der Erzählungen funktionell mit bestimmten Wortklassen in Verbindung gebracht werden. So unterscheidet er die (dynamische) narrative Wortklasse der Verben, die als Prädikate der Erzählung zum Ausdruck der Handlungen dienen, und die (statische) narrative Wortklasse der Adjektive, die Zustände beschreiben und als Subjekte bzw. Objekte der Erzählung Eigenschaften ausdrücken (ausgeschlossen wird eine narrative Klasse der Substantive, da Substantive einen Komplex von Adjektiven schon einschließen). Dieses Vorgehen dient dem Zweck, die Intrige einer Erzählung zusammengefasst darzustellen, „so daß jeder in der Geschichte deutlich unterscheidbaren Handlung ein Satz entspricht." (Todorov 1972:59). Als andere grammatische Kategorien zur Beschreibung der narrativen Einheiten werden Tempus, Modi der Realität und Irrealität, der Konditional als Bedingungsaufstellung sowie der Prädiktiv als Logik des Wahrscheinlichen herangezogen. Bei einer Beschreibung sind die aufgestellten narrativen Sätze miteinander zeitlich, logisch und räumlich in Sequenzen zu verbinden, von denen die eine jeweils eine abgeschlossene, vollständige Geschichte umfasst: „Eine Novelle fällt oft, wenn auch nicht immer, mit einer Sequenz zusammen, oder sie kann mehrere Sequenzen beinhalten bzw. nur einen Teil der Sequenz." (Todorov 1972:68). Dabei unterscheidet er in Bezug auf Sequenzen drei Typen von Sätzen, die ihren Status bestimmen:

- obligatorischer Satz – vergleichbar mit der Konjunktion *und* – *und*; darf im Erzählzusammenhang nicht fehlen und hat in der Sequenz einen bestimmten Platz;
- Fakultativsatz – vergleichbar mit der Disjunktion *und* – *oder*; ist nicht notwendig, aber stellt die psychologische Motivierung der Handlung dar;
- Alternativsatz – vergleichbar mit der Exklusion *entweder* – *oder*; weist auf eine Attackierung oder Verschleierung hin, auf eine einzige Möglichkeit von vielen, die an einer Stelle der Sequenz auftritt.

Todorovs Ansatz (1972) leitet sich aus der Überzeugung her, dass die Erzählung sich nicht nur auf das Sprachliche beschränken kann und eine symbolische Tätigkeit darstellt, die mit Hilfe oben angeführter Kategorien beschrieben werden kann. Sie sollen eine Erzählung nicht „erklären" können, sondern vor allem einen deskriptiven

Apparat liefern (vgl. Todorov 1972:70). Seine empirische Basis sind Novellen aus Boccaccios „Decamerone“, die sich durch ihre klare Strukturierung gelegentlich besonders gut auf diese Weise beschreiben lassen, um sagen zu können, dass eine Erzählung aus dem Übergang von einem Gleichgewichtszustand in den anderen oder in den Ungleichgewichtszustand besteht oder umgekehrt.[37]

In oben dargestellten Ansätzen wird davon ausgegangen, dass die Textstruktur im Prinzip mit einer – dem Umfang nach größeren – syntaktischen Struktur gleichzusetzen ist, so dass die Annäherung an die erzählerische Struktur, Funktionen und Kombinationen ihrer Einheiten mit der Annäherung an einen Satz verglichen werden kann. Eine solche narrative Syntax versucht zur Texterfassung syntaktische Strukturen und Kategorien ihrer Beschreibung anzuwenden und stellt mit der Überschreitung der Satzgrenze eine wichtige Entwicklungsphase beim Übergang von der syntaktischen Ebene zur Textebene dar. Die Ansätze von Greimas und Todorov sind für die Erfassung der erzählerischen Struktur, Aspekte und Modi des Erzählens sowie der Aktanten mittlerweile als grundlegende Prinzipien aufgenommen worden und haben ihrerseits Modifizierungen und Weiterentwicklungen erfahren (s. z. B. Schulte-Sasse/Werner 1977, Keller/Hafner 1990, Gutzen u. a. 1989).

## 3.2 STRUKTURIERUNG DES SPRACHLICHEN SYSTEMS

Bei der Annäherung an einen Text stellt sich zunächst die Frage, wie das sprachliche System dieses Textes zu strukturieren ist. Im Allgemeinen aufgefasst als ein sog. System von Systemen, kann bei einem Text seine Mikro- und Makrostruktur unterschieden werden, nach einzelnen Ebenen gilt traditionell eine Unterscheidung in graphematische, phonologische, morphologische, semantische, syntaktische und textuelle Ebene. Bei Erzähltexten werden diese in einigen Ansätzen als linguistische

[37] Möglicherweise sind in der Literaturwissenschaft auch erzählerische Strukturen festgestellt worden, die sich einer derartigen Beschreibung entziehen würden. Man kann z. B. schon auf Jakobsons Feststellung (1921) verweisen, dass in der realistischen Prosa als gattungsspezifisches Merkmal oft Handlungslinien eingeführt werden, die auf den Handlungsablauf letztendlich keinen Einfluss haben und durch dieses Schema vielleicht nicht zu erfassen sind.

Ebene zusammengefasst und von der narrativen Ebene abgegrenzt (z. B. Todorov, Titzmann) oder man nimmt eine Unterscheidung in Bezug auf Ausdrucksebene und Inhaltsebene der Sprache vor (z. B. Greimas). Nach Coserius Strukturierung wird aber zwischen der Textebene und der einzelsprachlichen Ebene unterschieden, wobei auf beiden Ebenen das Zustandekommen von Inhalten untersucht wird – die erste ist jedoch universell und von Einzelsprachen unabhängig (Linguistik des Sinns), die zweite, Untersuchungsgebiet der transphrastischen Grammatik, umfasst ausschließlich einzelsprachliche Erscheinungen und ist mit der herkömmlichen deskriptiven Linguistik der Einzelsprachen vergleichbar, die die Satzgrenze überschritten hat und die Verknüpfung von Sätzen zu größeren Einheiten untersucht (s. auch Kapitel 3.7).

Bei der traditionellen Strukturierung nach Ebenen, auf die im Folgenden eingegangen wird, ist ein entscheidender Punkt ihre Beobachtung in ihrer stetigen Verflechtung. Nach Eroms (2000:36) ist es ein Verdienst des Prager Funktionalismus, zu zeigen, dass die Ebenen des Sprachsystems nicht nur getrennt betrachtet werden können, sondern es müssen auch Zusammenhänge und Übergänge zwischen ihnen berücksichtigt werden. Ebenso ist es nach Lotman (1972:393ff) zwar notwendig, Ebenen zu unterscheiden und sie einzeln zu beschreiben, doch gilt dies nur in der Anfangsphase der Analyse. Als Endeffekt dürfen sie nicht isoliert werden, denn dominierende Elemente verschiedener Ebenen üben gegenseitig eine Wirkung aus. Da in einem literarischen Text Elemente mit unterschiedlichen Funktionen und aus unterschiedlichen Ebenen aufeinander folgen, ist es möglich, dass ein ästhetischer Effekt dadurch erzeugt wird, dass zwei Elemente, die auf einer Ebene nicht identisch sind, sich auf einer anderen Ebene als identisch erweisen. Das Ziel einer Analyse kann also nicht die vollständige Beschreibung aller Ebenen sein, da dies erstens sehr aufwendig ist, und zweitens die funktionelle Einheit des Textes, deren Erfassung ja das eigentliche Ziel ist, zerstören kann. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass die Ebenen in einem Text nicht immer gleichgewichtig sind.

Eine besondere Rolle spielt das Verhältnis zwischen Inhalt und Form. Schon seit Funktionalismus und Formalismus gilt das Prinzip, dass der Inhalt als ein Teil der Form aufzufassen ist, gerade wie die Form als ein Teil des Inhaltes. Auf dieser

Grundlage können die Versuche, Inhalt und Form bei der Analyse vollständig zu trennen, im Allgemeinen als fehlgeschlagen bezeichnet werden. Bei einer gemeinsamen Betrachtung von Form und Inhalt sind ihre gemeinsamen Merkmale zu abstrahieren, so dass der formalen Struktur inhaltliche Merkmale zugeordnet werden. Form und Inhalt können beide als Signifikanten angesehen werden und durch Untersuchung der Oppositionen und Parallelismen den Text erfassbar machen. Darauf ist auch zurückzuführen, dass das Zeichen in poetischer Verwendung dem ikonischen Zeichentyp zugerechnet werden kann – seine Form stellt Ähnlichkeitsbeziehungen mit dem Inhalt auf.

Bei der Untersuchung auf unterschiedlichen Ebenen ist ein weiterer wichtiger Punkt das Verhältnis zwischen Idee und Realisation, also Invarianz und Variation – eines der Leitprinzipien von Jakobsons Linguistik (vgl. z. B. 1960). Eine Invarianz hat verschiedene Varianten, die jeweils auf verschiedenen Ebenen des Textes erscheinen können; so in sind sie der Analyse stets im Zusammenhang zu betrachten: die konkrete Variation auf dem Hintergrund ihrer Invarianz. Methodologisch kann man z. B. zunächst von der Invarianz der semantischen Ebene ausgehen, um festzustellen, wie die für den gegebenen Text gültige allgemeine Bedeutungsstruktur – wenn auch nicht immer explizit ausgedrückt – durch Beziehungen zwischen allen Ebenen und Teilen des Textes aufgebaut wird, d. h. wie sich Varianten derselben invarianten Struktur verkörpern. Dieses Verhältnis kann sich weiterhin in einem Verhältnis zwischen einem bestimmten Typ von Texten und seiner konkreten Realisation bzw. dieser Realisation und ihren verschiedenen Rezitationsarten äußern (s. Jakobson 1960:90, 1960:104f).

Zurückgekehrt zum oben angeführten Prinzip der traditionellen Einteilung der sprachlichen Ebenen gilt es also Besonderheiten und Merkmale zunächst bei jeder einzelnen Ebene festzustellen, wobei davon ausgegangen werden muss, dass jede Ebene – auf Grund des ikonisierten Zeichentyps – mit der Bedeutungsebene korreliert.

Bei jeder Ebene kann man zur weiteren Differenzierung zwischen zweierlei Arten von Figuren unterscheiden.[38] Dies ermöglicht sowohl sog. regelverletzende als auch auf der Äquivalenz (in folgenden Ansätzen verstanden als Wiederholung, Ähnlichkeit) beruhende, sog. regelverstärkende Erscheinungen zu erfassen (vgl. Küper 1976, Plett 1975):

1) Deviationsfiguren – beruhen auf dem Verstoß gegen die normalerweise gültigen Regeln, der sich in folgenden Prozessen äußern kann: Addition, Subtraktion (Deletion, Tilgung), Permutation (Transposition, Transmutation) und Substitution der Zeichen. In Plett (1975:148) werden sie, von einer gegebenen Sequenz a + b + c ausgegangen, folgenderweise dargestellt:

Addition: $a + b + c \rightarrow a + b + c + d$
Subtraktion: $a + b + c \rightarrow a + b$
Permutation: $a + b + c \rightarrow a + c + b$
Substitution: $a + b + c \rightarrow a + z + c$

2) Repetitionsfiguren – beruhen auf der Übererfüllung an Regelmäßigkeit bzw. der Überlagerung der Sprache durch sekundäre Strukturen (s. auch Bierwisch 1966:78), nach Plett (1975:148) dargestellt als

$$a + b + c \rightarrow a + b + c + a$$

und nach Küper (1976:56) evtl. durch folgende Faktoren charakterisierbar:

- Position (Vorder-, Mittel- oder Endstellung)

[38] Plett (1975:130) führt zur Begriffserläuterung Folgendes an: *Okkurrenz* und *Rekurrenz* sind im Prinzip gleichzusetzen mit *Ungrammatikalität/Abweichung* bzw. mit *Äquivalenz/Wiederholung*, nur ist das erste Begriffspaar in Bezug auf stilstatistische Erhebungen in Verbindung mit mathematischen Messungsverfahren zu gebrauchen und bezeichnet ein statistisch seltenes bzw. statistisch häufiges Vorkommen von sprachlichen Erscheinungen, während das zweite sich auf das Sprachsystem bezieht und das Seltene bzw. das Vorfindliche und Allgemeinübliche bezeichnet.
Kloepfer 1975 jedoch bezeichnet sog. regelverletzende Erscheinungen als *Innovation*.

- Qualität (totale oder partielle Äquivalenz)
- Quantität
- Häufigkeit der Äquivalenz pro gegebener poetischer Einheit (Vers, Strophe usw.)
- Distribution der äquivalenten Elemente

**1) Graphematische Ebene**

Auf dieser Ebene geht es um die Repräsentation akustischer Zeichen durch das System optischer Zeichen, deren Schreibung im jeweiligen Sprachsystem zur Gewährleistung einer störungsfreien Kommunikation genau festgelegt ist. Die Konventionen können durchbrochen werden, um bestimmte Effekte zu erzeugen – zu diesem Zweck korrelieren die graphematischen Änderungen mit anderen Ebenen, z. B. mit der phonologischen, morphologischen usw., oder sie erhalten neue räumliche Komponenten, damit eine zusätzliche Bedeutung zustande kommt (vgl. Küper 1976:46f). Im Allgemeinen hat die Beschreibung der graphematischen Ebene alleine vorwiegend einen heuristischen Charakter und ist von anderen Ebenen isoliert betrachtet wahrscheinlich am wenigsten aufschlussreich, es sei denn, es handelt sich um Texte der sog. visuellen oder konkreten Poesie, wo graphästhetische Mittel besonders ausgeprägt sind.[39]

**2) Phonologische Ebene**

Bei der Betrachtung dieser Ebene spielt neben dem sprachlichen System die jeweilige poetische Tradition eine besonders große Rolle. Darüber hinaus, dass die Phoneme durch phonologische Merkmale systemlinguistisch hinsichtlich ihrer Artikulationsstelle charakterisiert werden können, schaffen sie in der Anwendung Relationen zu

[39] Diesbezüglich kann auf Analysebeispiele in Plett (1975:292ff) verwiesen werden, z. B. zu: E. Jandl „onkel toms hütte“ oder G. Rühm “schweigen“ und “die ersten menschen sind auf dem mond“, ebenso auf Schmidt (1974:99ff).

Elementen der anderen Ebenen und tragen zur Bedeutungsbildung bei. „Alle Versuche, solche poetischen Konventionen wie Metrum, Alliteration oder Reim auf die Lautebene einzuschränken, erweisen sich als empirisch nicht gerechtfertigte Spekulationen." (Jakobson 1960:106).

In Küper (1976:53ff) werden die Elemente dieser Ebene als Ausgangspunkt der Analyse (zum Teil in Anlehnung an Plett 1975) folgendermaßen eingeteilt:

- **segmentale Phoneme bzw. die phonästhetische Basisstruktur** (Lautfiguren wie Konsonanten und Vokale):

1) phonologische Deviationsfiguren - nach Küper (1976) spielen sie in der poetischen Sprachverwendung keine besonders große Rolle; in Plett (1975:151ff) finden sich aber auch dazu Beispiele, wo sie als Permutationen oder Substitutionen eingesetzt werden und Wortspiele bewirken oder wegen des Versmaßes oder zur Schaffung neuer Bedeutungsassoziationen gebraucht werden, indem Phoneme ausgelassen oder hinzugefügt werden.

2) phonologische Repetitionsfiguren – komplexe und besonders stark ausgeprägte Äquivalenzen wie Reim, Alliteration, Assonanz.[40]

- **suprasegmentale Phoneme bzw. die phonästhetische Superstruktur** (prosodische Figuren wie Akzent, Tonhöhe, Pause, Intonation)

[40] Wenn bei diesen Figuren ihre Häufigkeit festgestellt werden soll, ist stets das Lautsystem einer Sprache zu beachten, z. B. ob eine bestimmte Lauthäufung für die jeweilige Sprache signifikant oder neutral ist; ebenso verhält es sich mit der Lautsymbolik, die nur im Hintergrund des jeweiligen lexikalischen Systems Schlussfolgerungen erlaubt (vgl. Küper 1976:64f, Jakobson 1960). Es sei noch vermerkt, dass innerhalb verschiedener poetischer Traditionen weitere Unterscheidungen der Repetitionsfiguren getroffen werden können, auf die in dieser Arbeit nicht eingegangen wird. Sie finden je nach dem Typ der jeweiligen Einzelsprache in unterschiedlichem Maße Anwendung, vgl. z. B. in vorwiegend synthetischen und vorwiegend analytischen Sprachen. Im engen Zusammenhang stehen sie auch mit prosodischen Figuren, da Lautfiguren in der Regel eine betonte Silbe fordern, um zur Wirkung zu kommen, vor allem z. B. beim Stabreim (vgl. Küper 1976:58f, Plett 1975:161f).

Da die gängigsten oder klassischen Versmaße in der Literaturwissenschaft ausreichend beschrieben und systematisiert worden sind, wird die Aufgabe einer linguistisch fundierten Analyse vor allem in der „Darstellung der wichtigsten metrischen Prinzipien und ihrer Funktion im Vers" gesehen (Küper 1976:67). In Anlehnung an die generative Metrik[41] wird das Metrum als ein abstraktes, sprachunabhängiges Schema aufgefasst, das mit sprachlichem Material einer beliebigen Einzelsprache ausgefüllt – sprachlich aktualisiert – werden kann, ohne die Regeln des jeweiligen Sprachsystems zu verletzen. Im Gegenteil: „*Das Metrum erweist sich so als ein regelverstärkendes Mittel zur Deautomatisierung*, indem nämlich die einer Sprache inhärenten phonologischen Eigenschaften *in systematischer Weise* genutzt werden." (Küper 1976:68).

Metrische Schemata, die an und für sich keine Bedeutung haben, können jedoch mit der Inhaltsebene in Verbindung gebracht werden, z. B. durch eine traditionsgemäß mit einem bestimmten Schema verbundene Thematik, wobei eine Durchbrechung diesbezüglicher Erwartung als ein weiteres poetisches Mittel dienen kann, indem eine traditionelle Verbindung eines Themas mit einem bestimmten Metrum zerstört wird. Ein solches abstraktes Schema kann entweder auf Kriterien der Quantität (kurz vs lang) oder Kriterien der Qualität (betont vs unbetont) aufbauen. Die sprachliche Aktualisierung eines bestimmten Schemas, Variante einer Invarianz, kann weiterhin auf Grund der generativen Regeln[42] als korrekt oder abweichend beurteilt werden, wobei sie im letzten Fall im Grunde als Mittel zur Ikonisierung aufzufassen ist (vgl. Küper 1976:70ff).

Das metrische Schema dient als Grundlage auch bei der Charakterisierung der rhythmischen Faktoren eines Textes – wenn diese linguistisch fundiert und aufschlussreicher sein soll als „rein subjektiv-impressionistische Rhythmus-Deutungen" (Küper 1976:75). Obwohl der Rhythmus erst durch die akustische Aktualisierung erfasst wird, die jeweils sehr variieren kann, können die

[41] Verwiesen werden kann z. B. auf **Levý**, Jiři, 1965: ‚Die Theorie des Verses – ihre mathematischen Aspekte' sowie **Beaver**, Joseph C., 1968: ‚Fortschritte und Probleme in der generativen Metrik', beide in Ihwe (Hrsg.) 1972

[42] In Küper 1976 wird nicht auf Prinzipien des Regelsystems eingegangen, zum einen aus Raumgründen, zum anderen aus Überzeugung, dass es nicht vor allem um Erzeugung neuer Regeln geht, sondern um die Beschreibung der möglichen Ausfüllungen schon vorhandener Schemata.

einzelsprachlichen phonologischen Regeln des Wortakzentes sowie der Satzbetonung als ein erster Ausgangspunkt dienen. Die Rolle des metrischen Schemas besteht in seinem gewissen Einfluss auf den Rezeptionsprozess, indem es nach der Aufnahme „im Bewußtsein des Rezipienten quasi als Unterstrom weiterläuft" (Küper 1976:76) und durch Einhaltung der phonologischen Regeln einerseits bestimmte Einheiten zusätzlich hervorhebt oder neue semantische Beziehungen schafft, oder durch ihre Verletzung andererseits z. B. unbetonten Einheiten ein Eigengewicht verleihen kann.

Auch das Tempo kann zur Bedeutungskonstituierung beitragen, indem eine Forcierung durch kurze Vokale, Häufungen unbetonter Silben, Besetzung einer Position mit zwei Silben und durch das Fehlen der Pausen, eine Verlangsamung hingegen durch lange Vokale, betonte Silben, Konsonantenhäufungen und Pausen bewirkt wird (vgl. Küper 1976:78). Syntaktisch bedingte Pausen, vor allem aber ihr Fehlen an richtiger Stelle können z. B. auch zu einer beabsichtigten syntaktischen Mehrdeutigkeit beitragen, die je nach der Rezitationsart aufgelöst wird. So ist der Rhythmus im Vergleich zu einem metrischen Schema eng mit der Bedeutungsstruktur des Textes verbunden und dient dem Autor als ein Mittel, „*die von ihm intendierte Bedeutung in für ihn optimaler Weise auszudrücken*" (Küper 1976:80), somit auch als Mittel zur rhythmischen Ikonisierung.

**3) Morphologische Ebene**

In der klassischen Rhetorik werden morphologische Strukturen in Tropen und Figuren eingeteilt. Wenn die ersteren vor allem auf der semantischen Ebene und im Zusammenhang mit paradigmatischen und syntagmatischen Relationen zu beschreiben sind (s. Kapitel 3.5), kann bei Figuren die oben angeführte Unterscheidung in Deviations- (in Küper als *Kompositionsfiguren* bezeichnet, da sie nach seiner Auffassung nicht als Abweichungen von der Norm anzusehen sind, sondern als Ausschöpfung neuer Kombinierungsmöglichkeiten der Morpheme) und Repetitionsfiguren beibehalten werden (vgl. Küper 1976:82).

1) Morphologische Deviationsfiguren

Auf der morphologischen Ebene können neue Zeichenbeziehungen durch Addition der Morpheme zu neuen Komposita, durch Addition von Morphemen, die eine andere Wortklasse signalisieren, durch Neubildungen mit onomatopoetischer Funktion sowie durch Morphemkombinationen entstehen, die in der gegebenen Sprache nicht vorkommen und ggf. auf andere Sprachen oder außersprachliche Gegebenheiten anspielen. Bei Neubildungen kann jedoch nicht von Addition im engeren Sinne die Rede sein, sondern eher von Morphemkonstruktionen. Im Vergleich zur Addition kommen Subtraktionen, Permutationen und Substitutionen seltener zur Anwendung (vgl. Küper 1976:85).[43]

2) Morphologische Repetitionsfiguren

Auf linguistischer Grundlage kann man bei morphologischen Repetitionsfiguren, die von der Rhetorik ausreichend definiert worden sind, hinsichtlich der Position zwischen Wiederholungen im Kontakt und Wiederholungen auf Distanz unterscheiden. Darüber hinaus können sie nach ihrer Distribution bestimmt werden, auch nach Kongruenz mit anderen linguistischen Strukturen, nach ihrer Häufigkeit und Position in der lexikalischen Einheit. Durch die partielle Repetition entstehende Wortspiele können weiterhin lexikalische Mehrdeutigkeiten sowie semantische Äquivalenz- und Oppositionsbeziehungen schaffen (vgl Küper 1976:89ff).

**4) Syntaktische Ebene**

Die Satzebene ist oft als höchste Grenze der Forschungen angesehen worden, auch Abweichungen wurden lange nur auf dieser Ebene betrachtet. Die Erkenntnis, dass syntaktischen Strukturen semantische Strukturen zugeordnet werden müssen, um literarische Texte vollständig zu erfassen, äußert sich innerhalb der Germanistik z. B. in Ansätzen von Baumgärtner (1967) und Oomen (1973). Es kann in diesem

[43] Plett (1975:194) charakterisiert morphologische Subtraktionen jedoch als „ein Spezifikum der englischen Sprachgeschichte“ (vgl. *pub* statt *public house*), von dem auch in literarischen Texten Gebrauch gemacht wird.

Zusammenhang auf Kapitel 3.8 verwiesen werden, wo eine mögliche Einteilung der syntaktischen Substitutionsfiguren angeführt wird.

1) Syntaktische Deviationsfiguren

In Küper (1976:96ff) werden auch syntaktische Deviationsfiguren nach dem oben angeführten Schema eingeteilt: Addition, z. B. Einschub einer syntaktischen Einheit in die andere (Parenthese), die durch semantische Beziehungen sowie ihre Position im Satz charakterisiert werden und den Rhythmus bestimmen kann, nach Plett (1975:226) eine zweite Kommunikationsebene erzeugt; Subtraktion, z. B. Weglassen eines Satzteiles (Ellipse) oder Weglassen, das semantisch unpassend ist (Zeugma); Permutation (grammatische Inversion), vor allem aus metrischen oder rhythmischen Gründen, wobei wiederum das einzelsprachliche System zu berücksichtigen ist; und Substitution, z. B. der zu einer syntaktischen Einheit gehörenden grammatischen Bestimmungen oder eine völlige Aufhebung syntaktischer Regeln.

2) Syntaktische Repetitionsfiguren

Syntaktische Repetitionsfiguren können unter dem Begriff des syntaktischen Parallelismus zusammengefasst werden, der in Anlehnung an Jakobson und Lotman „die Verbindung von Gleichem in Ungleichem ist“ (Küper 1976:104). Sie können also die Gleichartigkeit bestimmter syntaktischer Konstruktionen und Unterschiede in parallelen Elementen semantisieren, indem der syntaktische Aufbau bei der jeweils unterschiedlichen lexikalischen Ausfüllung partiell oder total gleich bleibt.

**5) Semantische Ebene**

Auf dieser Ebene können als Beschreibungskategorien semantische Merkmale herangezogen werden, mit deren Hilfe ggf. Verletzungen der Selektionsbeschränkungen – semantischer Unverträglichkeiten – festgestellt und erläutert werden können. Küper 1976 unterscheidet zwischen inhärenten und kontextuellen Merkmalen. Die ersteren erfassen noch nicht die aktuelle Bedeutung im konkreten Text, sondern beziehen sich auf potentielle Bedeutungen einer lexikalischen

Einheit, die kognitiv determiniert sind oder soziokulturell festgelegte Erfahrungen und Bewertungen betreffen. Kontextuelle Merkmale hingegen werden einem Wort vom Kontext oder von der Situation zugeschrieben, so dass sie andere Merkmale spezifizieren oder einen Gegensatz zu ihnen bilden (vgl. Küper 1976:111). Begriffsmäßig sind inhärente semantische Merkmale gleichzusetzen mit Semen und kontextuelle im Prinzip mit Klassemen (diese bezeichnen auch ein Sem, das dominant gesetzt ist; s. auch Kapitel 3.6.1).

1) Semantische Deviationsfiguren

Tropen als auf der Substitution beruhende semantische Deviationsfiguren wie metaphorische und metonymische Erscheinungen, werden unten (Kapitel 3.5.) behandelt. Durch Subtraktionen können bestimmte semantische Merkmale ihr Gewicht verlieren, nach Plett (1975:252ff) meistens in Verbindung mit Ellipsen und Zeugmas; durch Additionen kann ein Wort um zusätzliche Merkmale erweitert werden, die erst im Kontext zur Geltung kommen (Emphase), während Permutationen auf dieser Ebene nicht vorkommen können (Küper 1976:141f).

2) Semantische Repetitionsfiguren

Bei semantischen Repetitonsfiguren trifft Küper (1976:121ff) eine Unterscheidung zwischen gleichartige oder identische Merkmalskomplexe bildenden Figuren und Figuren, in denen bei sich wiederholenden Merkmalen ein semantischer Gegensatz entsteht, indem eines der Merkmale mal positiv, mal negativ bestimmt ist (Oxymoron).

Zu vermerken ist, dass mehrdeutige Wörter lediglich durch Zuordnung semantischer Merkmale im Rahmen einer reinen Wortsemantik nicht immer monosemiert werden können. Einen Übergang innerhalb der Semantik von der lexikalischen Ebene zur Textsemantik bezeichnet das Isotopiekonzept, das den Kontext mit einbezieht und den Anspruch erhebt, die Textkohärenz zu erklären (vgl. unten Kapitel 3.6.1).

**6) Ebene des Textes**

1) Textologische Deviationsfiguren

Unter textologischen Deviationsfiguren hebt Küper (1976:124ff) bei Additionsfiguren vor allem den Exkurs hervor; bei Subtraktionsfiguren unterscheidet er formale und inhaltliche Unvollständigkeit; bei Permutationsfiguren den Verstoß gegen logische bzw. zeitliche Ordnung; bei Substitutionsfiguren die Allegorie, Parabel und Fabel (auch als textologische Metaphern aufzufassen).

2) Textologische Repetitionsfiguren

Textologische Repetitionsfiguren können partiell oder total sein – ein typisches Beispiel wäre hier der Refrain; darüber hinaus können sie nach ihrer funktionalen Äquivalenz unterschieden werden, wobei bestimmte Textteile eine ähnliche Funktion aufweisen (vgl. Küper 1976:129).

## 3.3 NORM UND ABWEICHUNG

> *Die Regeln der Literatur liegen jenseits der Normalgrammatik, ihre Gesetzgebung ist nicht die Grammatik der Normalsprache, sondern die Kunst, die ihre Regeln selbst schafft.*
>
> *Trabant 1974:56*

Neben Äquivalenzerscheinungen sind Abweichungen oder Ungrammatikalitäten die Merkmale, die entscheidend für die Literarizität gehalten worden sind. Norm und Abweichung sind aber beide relationelle Begriffe, so dass sie bei ihrer Anwendung stets genau festgelegt und im Zusammenhang betrachtet werden müssen. Da die Normen bzw. Konventionen allgemein Umstände im entsprechenden Bereich charakterisieren, spielen sie auch bei sprachlichen Texten zweifelsohne eine wesentliche Rolle – und nicht nur die sog. übliche bzw. verbindliche Sprachnorm, sondern alle Normen, auf die sich der jeweilige Text bezieht. So wäre es sinnvoller, eigentlich auch nicht von Abweichungen von der Norm zu sprechen, sondern vom Bezug auf die Norm,

insofern die Erfüllung von Normen ebenso ein charakteristisches Merkmal darstellen kann, wie im vorigen Kapitel dargestellt wurde.

Zum ersten kann als Norm das System der jeweiligen Einzelsprache oder ihr Regelsystem der Kompetenz betrachtet werden. In dem Falle werden Abweichungen auf verschiedenen sprachlichen Ebenen betrachtet, von der generativen Grundlage ausgegangen vor allem auf der syntaktischen, später auch semantischen Ebene. Als eine Schwierigkeit erweist sich in solchen Ansätzen die Tatsache, dass bei einigen Erscheinungen allerdings schwer festzustellen ist, wo die Grenze zwischen Abweichung und z. B. Konnotation liegt.

Abweichungen können als die andere Seite des Phänomens Parallelismus aufgefasst werden – Abweichungen als Nichterfüllung der Norm/Unterstrukturierung, Parallelismus als Übererfüllung der Norm/Überstrukturierung (vgl. Kapitel 3.2., Kloepfer 1975, Küper 1976 u. a.). Problematisch ist dabei jedoch, ob sprachliche Abweichungen von der geltenden Sprachnorm (oder ihr Gegenpol Äquivalenzen) als kennzeichnende Merkmale und eine Voraussetzung für die Poetizität eines Textes angesehen werden können, wie in vielen Untersuchungen angenommen wird. Mit Plett (1975:128) können diesbezügliche kritische Stellungnahmen folgenderweise zusammengefasst werden: „(a) Nicht jede Ungrammatikalität ist ästhetisch, weil sonst sprachliche Fehlleistungen aller Art literaturfähig wären. Dies aber ist in kaum einer Gesellschaft je akzeptiert gewesen. (b) Die Ungrammatikalität stellt auf der zeichensyntaktischen Ebene keineswegs die einzig mögliche Norm von Literarität dar; vielmehr erhebt das Prinzip der Äquivalenz den gleichen Anspruch. (c) Setzt man eine statistische Wertnorm an, so ist ein Text um so literarischer, desto mehr Agrammatizitäten er aufweist."

In der praktischen Annäherung an literarische Texte kann die Orientierung auf Abweichungen oft ergebnislos bleiben, vor allem in Fällen, wo der Sprachgebrauch an sich keine besonderen Merkmale in Bezug auf die gegebene Einzelsprache aufweist. So wäre diese Orientierung eigentlich nur bei bestimmten Typen der literarischen Texte sinnvoll, die sog. sprachliche Experimente tatsächlich als Teil ihrer Aussage einsetzen –

und auch in diesem Falle sollte es eher nur als einer der methodischen Schritte angesehen werden. Austermühl (1981) verweist auch darauf, dass der Anspruch, alle möglichen poetischen Strukturprinzipien der Abweichungen zu erfassen, auf Grund ihrer Komplexität und Vielfalt praktisch unmöglich ist. Eine andere Schwierigkeit besteht auch darin, dass viele poetische Effekte erst in einem konkreten Werk entstehen und nicht von vornherein ins Regelsystem der poetischen Kompetenz (s. Kapitel 3.8) eingebaut werden können.

So nennt Trabant (1974:45) die sog. poetischen Abweichungen eine „unzureichende, unrelevante und letztlich schädliche Kategorie" für die Erklärung der Literatur. „Die transformationelle Stilistik erfaßt nur die Abweichungen innerhalb einer historisch, regional, sozial und situationell homogenen Grammatik, was ihre Relevanz auch hinsichtlich dessen, was sich wirklich in empirisch vorkommenden literarischen Texten vorfindet, erheblich einschränkt." (Trabant 1974:50).

Coseriu 1988 trifft eine Unterscheidung zwischen Regeln und Normen: er versteht unter *Norm der Sprache* tatsächliche sprachliche Realisierungen hinsichtlich ihrer Annehmbarkeit/Akzeptabilität. Die von Regeln zugelassenen Möglichkeiten einer Einzelsprache als Kriterium der Korrektheit bilden *System der Sprache*. Dabei stellt die Norm eine Einschränkung des Systems dar, denn alle vom System vorgesehenen Möglichkeiten werden nicht realisiert (1988:52). Das ist ein beachtlicher Unterschied zum Generativismus, wo die Regeln und Normen zusammen betrachtet und auf den Redeakt (Performanz) bezogen werden. Anhand einer generativen Textgrammatik wird es immerhin stets problematisch bleiben, die Poetizität zu erfassen, auch wenn man sie in der Abhängigkeit vom Kommunikationskontext betrachtet (wie z. B. van Dijk oder Baumgärtner). Bei der unzertrennlich zum Generativismus gehörenden Voraussetzung, dass eine Grammatik nur grammatisch richtige Sätze erzeugt, ist die Frage nach richtig oder falsch unumgänglich – wird der gegebene Text als poetisch angesehen, soll auch der Regelapparat die abweichenden Stellen generieren können, und ist es nicht der Fall, sollen sie als Fehler ausgeschlossen werden (vgl. Trabant 1974, auch Kapitel 3.8).

Zweitens können als Norm die Standards betrachtet werden, die der Text selbst auf syntagmatischer Ebene aufgestellt hat. Diese Annäherung ist vor allem von Riffaterre (1973)[44] eingeschlagen worden, der nicht von Abweichungen spricht, sondern den Begriff der Norm durch den des stilistischen Kontextes ersetzt. Zum Ziel setzt er die Erfassung der abweichenden Elemente in Bezug auf den Kontext, indem eine Unterscheidung zwischen Makro- und Mikrokontext getroffen wird: der erste verstanden als Textbereich, der den stilistischen Elementen vorausgeht und jeweils gültige Normen aufstellt; der zweite als aktuell vorkommende Elemente, die durch Kontrastierung markiert werden und stilistische Effekte erzeugen können. Die Kritik an diese Annäherung bezieht sich vor allem darauf, dass man auf diese Weise keine weiteren Feststellungen machen kann, als dass ein Element in einem Kontext vorkommt und dass sein Vorkommen nicht vorhersagbar ist (vgl. Levin 1963). Auch nach Posner (1969) bildet Riffaterre anhand von Rezeptionsüberraschungen zwar Äquivalenzklassen, aber liefert dazu keine Kriterien, vgl. Posner (1969:228):"Wie in jeder herkömmlichen Interpretation gibt es also auch bei Riffaterre eine Anzahl von Sätzen, die zwar als Rezeptionsnormen auftreten, die aber nicht viel mehr als subjektive Erlebnisse des Interpreten beschreiben." Darüber hinaus bauen die Erwartungen des Lesers auf seiner sprachlichen Erfahrung auf, sind also sehr individuell, was keine zuverlässige Grundlage für die Norm darstellen kann (vgl. Kapitel 2.1.2).

Zum Dritten stellen auch Konventionen der literarischen Genres eine Art von Normen dar, deren Durchbrechung in der Entwicklung der Literatur immer eine große Rolle gespielt hat. In Bezug auf die Alltagssprache könnte auf eine Feststellung von Lotman (1972:150f) verwiesen werden: wenn in der literarischen Entwicklung anscheinend auch die Tendenz vorherrscht, die literarischen Texte nach und nach sprachlich zu vereinfachen, damit sie immer mehr der alltäglichen, gesprochenen Sprache gleichen und sie möglichst nah zu imitieren vermögen – etwa durch das Aufgeben der Versform, durch die Form des sog. Alltagsdialogs oder die Struktur des

[44] Die deutsche Ausgabe vom 1973 beinhaltet verschiedene Arbeiten Riffaterres aus den Jahren 1960 – 1971. Die Problematik der Norm wird vor allem im zweiten Kapitel dieser Ausgabe („Der stilistische Kontext") behandelt.

„Bewusstseinsstroms“ – ist dies jedoch nicht das Anliegen der Autoren, sondern zeugt in erster Linie vom Streben, die geltenden literarischen Konventionen aufzuheben. Die Aufhebung bedeutet aber in Lotmans Sinne nicht unbedingt, dass eine vollständige Neuerung durchgeführt wird – „Ein Bruch mit der Tradition ist im Bereich der Kultur ihre Wiedergeburt unter veränderten Bedingungen.“ (Lotman 1972:151). Auch nach Jakobson (1960:102) werden Verstöße gegen Regeln zu neuen Regeln, wenn sie sich durchsetzen.

Zu der Problematik kann noch vermerkt werden, dass diese begriffsmäßige Gegenüberstellung in vielen Ansätzen (zu recht) ganz fehlt (vgl. z. B. Greimas 1967, der in diesem Zusammenhang von der ‚sozialen Schreibweise’ – gewisse Konventionen – und von der ‚sprachlichen Struktur der Dichterpersönlichkeit’ im Sinne vom individuellen Stil spricht). Man kann auch sagen, dass literarische Sprache und Alltagssprache – wenn man diese Unterscheidung vornimmt – in dieser Hinsicht eigentlich keinen Unterschied aufweisen – in beiden gibt es gewisse Konventionen, historisch und gesellschaftlich bedingt, und gleichzeitig die Tendenz, diese Konventionen durch Einsetzen der schöpferischen Möglichkeiten des Sprachsystems zu zerbrechen.

## 3.4 ÄQUIVALENZERSCHEINUNGEN

In Verbindung mit literarischen Texten spricht man oft von ihrer besonderen Struktur – oder von sog. Zusatzstrukturen (wenn man davon ausgeht, dass die literarische Sprache als ein sekundäres sprachliches System aufzufassen ist). Zum großen Teil kommen diese Besonderheiten durch Äquivalenzerscheinungen zustande. Ihre Erforschung wurde in formalistischen Ansätzen aufgenommen, auch wenn sie ursprünglich fast nur auf Lautwiederholungen beschränkt war, und erlebte einen Aufschwung mit Ansätzen von Jakobson – dem „linguistischen Erfinder“ (Plett 1975:129) dieser Erscheinung. Mit seiner Formulierung der poetischen Funktion (vgl. Kapitel 1.1.2) ist erörtert worden, dass Äquivalenzerscheinungen auf Grund der gleichzeitigen Wiederholbarkeit und Kombinierbarkeit auch syntagmatisch eine Rolle

spielen, also ein weites Gebiet umfassen und außer der phonologischen Ebene auch auf anderen Ebenen sowie zwischen verschiedenen Ebenen festzustellen sind. So ist die Äquivalenz, um einige Beispiele zu nennen, das grundlegende Prinzip für das Zustandekommen von Isotopien (vgl. Kapitel 3.6.1.) und metaphorischen Erscheinungen (vgl. Kapitel 3.5) sowie in Modellen zur Erfassung der narrativen Struktur (vgl. Kapitel 3.1.2.). Sie wird im Allgemeinen als ein grundlegendes Textbildungsverfahren aufgefasst, das durch Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen und Ebenen die Struktur eines Textes ausmacht und den Ausdruck zu einem Teil des Inhaltes werden lässt.[45]

Als eine Art metaphysischer Annäherung kann an dieser Stelle auf Horn (1978) verwiesen werden, der den Sinn der Äquivalenz darin sieht, dass sie dem Ästhetischen dient, wobei diese Sinnhaftigkeit sich folgenderweise begründen lässt: „Im Kunstwerk darf es nichts geben, was nicht diente, was nicht dem Inhalt zum Beisichsein, zur Freiheit verhülfe, was nicht im Dienste der Inhaltsvermittlung stände." (1978:161). Tautologie und Transparenz, die in der Alltagssprache oft als überflüssig empfunden werden, gewährleisten in der Kunst die „maximale Inhaltsfreiheit, d.h. maximale Ästhetizität" (1978:161). Insofern Äquivalenz Gleichwertigkeit andeutet, so im Prinzip auch Austauschbarkeit, kann sie nach Horn (1978:160) weiterhin mit einer solchen Art von Austauschbarkeit verglichen werden wie zwischen Ware und Geld – äquivalente Glieder eines literarischen Textes sind bedingt austauschbar.

Das Prinzip der Äquivalenz heißt also nicht nur Ähnlichkeit/Parallelismus, sondern umfasst auch Oppositionen, d. h. Gleichstellungen **und** Gegenüberstellungen, Ähnlichkeit **und** Unähnlichkeit, Regelmäßigkeiten **und** Unregelmäßigkeiten.[46] Nach Lotman werden literarische Texte durch eine Oppositionsbildung charakterisiert, die den normalsprachlichen Texten nicht eigen ist: „[...] infolge der Ko-opposition der Texteinheiten wird im Verschiedenen die Ähnlichkeit und im Ähnlichen die

[45] Die Annahme, dass das Äquivalenzprinzip einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt und alle Texte beherrscht, war aber bis in die 60er Jahre noch keine Selbstverständlichkeit (vgl. Horn 1978:140), z. B. soll sich Riffaterre skeptisch darüber geäußert haben, „ob der Parallelismus eine Konstante der Prosa sei und ob selbst in der Dichtung die Irregularitäten *(ruptures)* der sprachlichen Sequenz immer auf dieses Prinzip zurückgeführt werden könnten."

[46] In einigen Annäherungen wird diese andere Seite nicht beachtet (s. Plett 1975).

Verschiedenheit der Bedeutungen aufgedeckt." (Lotman 1972:123). Durch die Untersuchung der Oppositionen kann also die semantische Funktion verschiedener formaler Kunstgriffe bestimmt werden, wobei sowohl die Anwesenheit als auch die Abwesenheit formaler Kunstverfahren wichtig ist, wenn man bedenkt, dass es oft eben der Verzicht auf ein bekanntes Verfahren ist, wodurch ein ästhetischer Effekt bewirkt bzw. eine neue literarische Tradition geschaffen wird. Auf die Äquivalenz ist also sowohl die Entwicklung und Veränderung als auch das vorausgesetzte symbolische, vielfältige und polysemantische Wesen der Dichtung zurückzuführen (vgl. Jakobson 1960:110).

Am auffallendsten dürften Äquivalenzerscheinungen zwischen reimenden Einheiten sein, wobei sie zu Analysezwecken aber mit anderen Ebenen in Verbindung gebracht werden müssen. Nach Jakobson (1960:106) sind verschiedenste Beziehungen zu beachten: ob reimende Einheiten z. B. ähnliche Suffixe haben, ob sie zu denselben oder verschiedenen grammatischen Kategorien oder Wortarten gehören, ob zwischen ihnen eine semantische Verwandtschaft besteht, ob sie die gleiche syntaktische Funktion haben, ob es Vergleiche sind, die Gleichheit betonen oder solche, die Ungleichheit betonen. „Reime sind entweder grammatisch oder antigrammatisch; ein agrammatischer Reim hingegen, der die Beziehung zwischen Laut und grammatischer Struktur untergräbt, wäre, wie jeder Agrammatismus, etwas Sprachpathologisches." (Jakobson 1960:107).

Also kann die Äquivalenz grammatischer Kategorien nicht unberücksichtigt bleiben. Äquivalent gesetzte morphologische, syntaktische oder semantische Elemente tragen zur Bedeutungsentfaltung bei und können gelegentlich als Ersatz für Tropen eingesetzt werden. „Als solche für Parallelismen und Kontraste ausgenutzte Kategorien fungieren in der Tat alle flektierenden und unveränderlichen Wortklassen, Numeri, Geschlechter, Kasus, Tempora, Aspekte, Modi, Genera des Verbs, Belebtheit und Unbelebtheit, Abstrakta und Konkreta, Gattungs- und Eigennamen, Negation, Verba finita und infinita, bestimmte und unbestimmte Pronomina sowie Artikel und außerdem verschiedene syntaktische Bestandteile und Konstruktionen." (Jakobson 1961:27), z. B. kann von lexikalischen Äquivalenzen ausgehend untersucht werden, welche formalen

Übereinstimmungen zwischen ihnen bestehen usw. Als ein Musterbeispiel einer Annäherung, in der die Form in engsten Zusammenhang mit dem Inhalt und Äquivalenzen auf allen Ebenen beschrieben werden, kann auf Jakobson 1965b [47] verwiesen werden, ebenso auf Jakobson/Lévi-Strauss 1962. [48]

Dass Äquivalenzen auch auf semantischer und Textebene eine konstitutive Rolle spielen, wird von Eimermacher (1980) anhand einer Erzählung demonstriert, indem zunächst wiederholt auftretende Merkmale festgestellt werden, die im gegebenen Text eine Grundlage für Oppositionen bilden. Diese Oppositionen können den Textkode darstellen und ebenso bei Erschließung anderer Textelemente hilfreich sein (z. B. *rot=Teufel* als bedeutungsherstellender Kode, in der Opposition mit *weiß*). Auf anderen Ebenen (lexikalisch, morphologisch) können die Oppositionsklassen weiter differenziert werden und dadurch auch klarer hervortreten. In Bezug auf die Analyse werden Prinzipien formuliert, die dem Verstehensprozess zugrunde liegen (1980:195):

1. Normalsprachliche Zeichen wie etwa *Dämmerung* mit dem Denotat *Dämmerung* konstituieren aufgrund ihrer Rekurrenz auf der Basis von textspezifischen Äquivalenzen und Oppositionen neue, okkasionelle Denotate.
2. Die mit ihnen verbundenen Konnotationen (z. B. *Dämmerung – Welt des Teufels*) können darüber hinaus in Beziehung gebracht werden mit Situationen, denen innertextuell eine ähnliche Funktion zukommt (*Dämmerung: Alkohol, Diffuswerden von Gegenständen, Abendröte, Teufelgeschichten*).

---

[47] Es handelt sich um ein reimloses Gedicht von Brecht „Wir sind sie“, wo syntaktische Typen und Ausnützung der Möglichkeiten lexikalischer Paradigmen eine vorrangige Rolle spielen, ebenso die quantitave Vertretung der Wortklassen, die Morphemarten, Kasus, Numeri und andere Kategorien.

[48] Neben vielen Vorteilen, die eine solche Strukturbeschreibung aufweist, werden von Posner (1969) auch kritische Stellungnahmen dazu angeführt. Er verweist auf z. T. fehlerhafte Deutungen der sprachlichen Erscheinungen des Französischen sowie auf Übertreibungen im Eifer, alles mit allem zu verbinden, was u. U. zum Hineinprojizierung von Bedeutungen führen kann, die es im Text gar nicht gibt, außerdem würde die Rezeption erschwert: „Jakobson und Lévi-Strauss behandeln das Gedicht so, als stünden alle einmal angesprochenen inhaltlichen Vorstellungen bis auf weiteres im Raum, auch nachdem die Lektüre den Leser längst in neue Kontexte hineingeführt hat.“ (Posner 1969:222). Posners Kritik bezieht sich jedoch vor allem auf die semantische Ebene, nicht auf das Analyseprinzip als solches.

So können Merkmale normalsprachlicher Zeichen beeinflusst und in einen scheinbar anderen, funktional jedoch ähnlichen Bereich übertragen werden. Es kann gezeigt werden, wie ursprünglich eindeutig erscheinende Zeichen eine zusätzliche Bedeutung zugeschrieben bekommen und damit mehrdeutig werden, wobei die mit Hilfe des okkasionellen Zeichens erzeugten Konnotationen (etwa *Alkohol als teuflisches Mittel, das Bewusstsein trübt*)[49] stärker als normalerweise in den Vordergrund treten. Diese Annäherung, die mikro- und makrostrukturelle Elemente verbindet, entspricht im Prinzip dem unten dargestellten Isotopiekonzept (s. Kapitel 3.6.1).

Wie oben angeführt, kann nach Jakobson von zwei Arten der Äquivalenzrelationen gesprochen werden – in Bezug auf Paradigmatik von vertikaler Äquivalenz als gegenseitiger Austauschbarkeit der Sprachelemente einer äquivalenten Klasse an einer bestimmten Textstelle, und in Bezug auf Syntagmatik von horizontaler Äquivalenz als Kombination äquivalenter Sprachelemente in einer linearen Folge. Daran anschließend kann nach Horn (1978:141ff) die vertikale und horizontale Äquivalenz bei der Beschreibung auch folgenderweise angenähert werden :

1) vertikale Äquivalenz – Verbindung zwischen Elementen unterschiedlicher Textebenen, z. B. zwischen Klang und Bedeutung, verschiedene Transparenzerscheinungen, Abbildung und Nachahmung durch Form nach dem Prinzip „Das Äußere soll dem erwarteten Inneren entsprechen“ (Horn 1978:157). Meistens kann man von einer punktuellen Homologie/Tautologie sprechen; darüber hinaus kommt auch globale Homologie/Isomorphismus vor, mit Eco aufgefasst als Prinzip, nach dem in einem Kunstwerk „alle Ebenen auf Grund eines einzigen allgemeinen Codes, der sie alle strukturiert, definierbar“ sind (Horn 1978:144) [50], d. h. alle Ebenen vermitteln den gleichen Inhalt. Dabei braucht die globale vertikale Äquivalenz nicht tautologisch zu sein, d. h. jedes einzelne Element beleuchtet einen verschiedenen Aspekt der Gesamtbedeutung.

---

[49] Dies ist wohlgemerkt nicht das Endergebnis dieser semiotisch veranlagten Untersuchung, sondern stellt einen Teil in der Aufdeckung des Sinnbildungsprozesses des ganzen Textes dar, durch die sich hinter der anscheinend heiteren Geschichte eine tatsächlich andere Bedeutungsstruktur zeigt.

[50] Zitat in Horn aus **Eco**, Umberto, 1972: *Einführung in die Semiotik*; München

2) horizontale Äquivalenz – Wiederholung auf einer bestimmten Ebene, meistens verstanden als Wiederkehr formaler Elemente. Auch Textstellen, auf die ähnlich reagiert wird, werden als äquivalent erlebt, obwohl sie an sich verschieden sein mögen (vgl. Horn 1978:146ff).

## 3.5 SIMILARITÄT UND KONTIGUITÄT

Wie oben angeführt, verkörpern sich paradigmatische und syntagmatische Relationen in Grundoperationen des sprachlichen Zeichensystems – in der Selektion und Kombination; mit Jakobson (1956:321) gesprochen: „Anwendung der Sprache bedeutet eine Auswahl von bestimmten linguistischen Größen und deren Kombination zu linguistischen Einheiten von höherem Komplikationsgrad." Den dadurch entstandenen Beziehungen – von de Saussure bezeichnet als Beziehungen *in absentia* und Beziehungen *in praesentia* – liegen darüber hinaus zwei weitere Erscheinungsformen derselben Operationen zugrunde: die Selektion ist verbunden mit der Substitution und die Kombination mit der Kontextbildung (vgl. Jakobson 1956:325f).

In literarischen Texten spielt die Auswahl und Kombination auf allen sprachlichen Ebenen und ihre Wechselbeziehung eine besondere Rolle. Wie oben angeführt (vgl. Kapitel 3.4), wird das Äquivalenzprinzip nach Jakobsons Definition als Ergänzung zu de Saussures Zeichenbeziehungen in poetischen Texten von der paradigmatischen Achse der Selektion auf die syntagmatische Achse der Kombination übertragen – das kann als ein allgemeines Verfahren aufgefasst werden, das in allen poetischen Texten, auch in verschiedenen Gattungen, gebraucht wird und den Mechanismus der Mehrdeutigkeit konstituiert (ausführlich dargestellt auch z. B. in Posner 1969).

Auf diesen Beziehungen beruht auch die linguistische Erklärung der Metapher und Metonymie, die so etwas breiter als Redefiguren und dichterische Kunstgriffe erfasst werden. Wenn der rhetorische Metapherbegriff sie im Allgemeinen als verkürztes

Gleichnis auffasst (vgl. Weinrich 1967)[51], so charakterisiert der linguistische Begriff metaphorische Beziehungen als Äquivalenzbeziehungen (Similarität) auf der Achse der Selektion, die auf dem paradigmatischen Prinzip basieren. Metonymische Beziehungen hingegen können als Kontiguitätsbeziehungen auf der Achse der Kombination bezeichnet werden; sie basieren auf dem syntagmatischen Prinzip. Die Annäherung auf dieser Grundlage macht es möglich, auch solche Strukturen zu erfassen, die in der Sprachverwendung nicht konventionalisiert sind und sich auf den ersten Blick möglicherweise nicht als Metaphern oder Metonyme identifizieren lassen. [52] Ihr Vorteil besteht vor allem in der Betonung der Prozesshaftigkeit. Von Plett (1975:259) wird noch hervorgehoben: „Damit ist der Begriffspluralismus auf dem Gebiet der Tropen zugunsten zweier Grundkategorien aufgehoben, die zugleich präziser und flexibler, weil systematisch erweiterungsfähig sind."

In Jakobsons Ansatz werden der metaphorische und metonymische Pol zwar einander entgegengesetzt, aber sie schließen einander nicht aus und können auch gleichzeitig vorkommen, so dass man bei der Beschreibung eigentlich von einer eher metaphorischen oder eher metonymischen Struktur reden kann. „In der Dichtung, wo die Ähnlichkeit die Kontiguität überlagert, ist jede Metonymie leicht metaphorisch und jede Metapher leicht metonymisch gefärbt." (Jakobson 1960:110). Dadurch wird auch

---

[51] In Weinrich 1967 wird in Bezug auf die Entwicklung des abendländischen Metaphernverständnisses auf folgende Dissertationen verwiesen:
**Meier**, Hugo, 1963: *Die Metapher*; Zürich
**Lieb**, Hans-Heinrich, 1964: *Der Umfang des historischen Metaphernbegriffs*; Köln
Vgl. auch **Lieb**, Hans-Heinrich, 1967: ‚Was bezeichnet der herkömmliche Begriff ‚Metapher'', in: Ihwe (Hrsg.) 1971

[52] Jakobson 1956 bezieht diese Grundlage weiterhin auf die Erklärung von Aphasieerscheinungen, die im Grunde ebenfalls auf zwei Arten zurückgeführt werden können: Störungen in der Bildung von Similaritäts- oder Kontiguitätsrelationen. Über Störungen hinaus geht er aber davon aus, dass bei jedem Einzelnen, abhängig von kulturellen Einflüssen und der Persönlichkeit, eine gewisse Tendenz oder Vorliebe für die eine oder andere linguistische Operation in der Redeentwicklung festgestellt werden kann. Dies ist auch auf literarische Texte zu übertragen, so dass man auf den persönlichen Stil schließen kann, wenn man in Betracht zieht, ob nun der metaphorische oder metonymische Weg gewählt worden ist – ob man also vorwiegend substituierende oder ergänzende Relationen aufbaut. Jakobson hat bereits in einem früheren Beitrag diese Annäherung anhand einer vergleichenden Analyse des Schaffens von Pasternak und Majakovskij demonstriert (s. Jakobson 1935a). Darüber hinaus sind diese zwei gegensätzlichen Prozesse charakteristisch für alle Arten der Kunst und der symbolischen Tätigkeit im Allgemeinen, so verweist Jakobson (1956:332) auf Freuds Traumdeutung, deren *Identifizierung* und *Symbolismus* als metaphorische, *Verdrängung* und *Verdichtung* als metonymische Prozesse aufzufassen sind.

das Verhältnis der Metonymie und Metaphorik bestimmt: sie beeinflussen einander und können nicht vollständig getrennt betrachtet werden.

**1) Similaritätsbeziehungen**

Bei Beziehungen auf paradigmatischer Achse entsteht eine „Assoziation nach Ähnlichkeit und Gegensatz" (vgl. Jakobson 1935a:199). Auf literarische Richtungen bezogen werden metaphorische Prozesse, also der Aufbau von Similaritätsbeziehungen, im Allgemeinen für typische Merkmale der Romantik und des Symbolismus gehalten (vgl. Jakobson 1956:329).

Similaritätsbeziehungen kommen durch den Prozess der Merkmalübertragung zustande, indem eine sprachliche Einheit ein semantisches Merkmal einer anderen erhält. Als oft benutzte Verfahren seien hier die Personifizierung und Konkretisierung erwähnt, die immer gewisse semantische Widersprüche, im generativistischen Sinne Verstöße gegen Selektionsregeln, entstehen lassen. Wenn ein semantisches Merkmal übertragen wird, handelt es sich jedoch nicht um eine herbeigeführte Identität, sondern um Similarität unter einem bestimmten Aspekt (vgl. Küper 1976:113).

Nach Plett (1975:260ff) können die am häufigsten vorkommende Prozesse der Merkmalübertragung folgenderweise spezifiziert werden:

1) Übertragung von [+abstrakt] / [+konkret]: abstrahierende bzw. konkretisierende Metaphern
2) Übertragung von [+belebt] / [-belebt]: sog. beseelende bzw. entseelende/verdinglichende Metaphern, oft verbunden mit dem Merkmalspaar [±menschlich]
3) Übertragung von [+visuell] / [-visuell]: synästhetische Metaphern, die auf der semantischen Vertauschung von Sinneswahrnehmungen beruhen und Wechselverhältnisse zwischen [±akustisch], [±taktil], [±gustatorisch] oder [±olfaktorisch] beinhalten können

4) Übertragung von [+positiv] / [-positiv]: sog. ironische Metaphern, wo z. B. eine abwertende Einstellung durch den Kontext widerlegt wird oder umgekehrt
5) Übertragung von [+groß] / [-groß]: hyperbolische (übertreibende) bzw. meiotische (untertreibende) Metaphern

Die Entstehungswahrscheinlichkeit der Metapher in Bezug auf morphologische Kategorien wird von Weinrich (1967) folgendermaßen eingeschätzt: Lexeme, die einen seht weiten Bedeutungsumfang haben, können nur sehr selten metaphorisiert werden (Pronomina, Artikel, Präpositionen oder bestimmte Substantive), da sie durch eine gewaltige Menge von Kontexten determiniert werden können und nicht mit einer bestimmten Erwartung verbunden sind. Einen im Gegenteil äußerst engen Bedeutungsumfang haben aber z. B. Eigennamen, die auf Grund dessen besonders leicht metaphorisiert werden können.[53] In Anlehnung an Schulte-Sasse/Werner (1977:115ff) ist weiterhin festzustellen, dass auch der sog. Lieferer des zu übertragenden Merkmals nach Wahrscheinlichkeit bestimmen lässt: in verbalen Aussagen ist es meistens die verbale Einheit und bei Genitivkonstruktionen der im Nominativ stehende Teil, während es bei Kompositionsmetaphern offen bleibt und dadurch oft mehrere Lesarten ermöglicht.

Wie schon oben vermerkt, können metaphorische Erscheinungen auf verschiedenen Sprachebenen vorkommen, auf der Textebene z. B. als Allegorie oder Fabel. Bei einer Textbeschreibung ist auch wichtig zu beachten, welchen Status sie im Sprachsystem und -gebrauch haben: handelt es sich um sog. notwendige Metaphern, für die in der Sprache keine Vertretung existiert, oder um sog. tote Metaphern/Ex-Metaphern/Metaphernleichen, die lexikalisiert sind (vgl. Plett 1975:266), bewirken sie gewöhnlich keine besonderen literarischen Effekte.

[53] Eine Metapher (wie auch Metonymie) kann nur in enger Verbindung mit dem Kontext entstehen. Nach Weinrich (1967) könnte zwar je nach der relativen Größe des Bedeutungsumfangs und -inhalts eine Skala der lexikalischen Einheiten einer Einzelsprache aufgestellt werden, aber diese Stelle würde sich je nach dem Kontext ändern.

**2) Kontiguitätsbeziehungen**

Bei Beziehungen auf syntagmatischer Achse handelt es sich um Kontiguität, d. h. „beide Ausdrücke stehen in einer *realen oder als real aufgefaßten Beziehung* zueinander, also in einem ‚zeitlichen, räumlichen, ursächlichen, logischen oder erfahrungsgemäßen Zusammenhang'." (Küper 1976:117[54]). Die Beziehung zwischen zwei Elementen lässt sich hier nicht durch Merkmalübertragung beschreiben, sondern als prädikatives Verhältnis: a ist b; mit Jakobson (1935a) ausgedrückt herrscht hier die Berührungsassoziation vor: die Gegenstände durchdringen sich gegenseitig, die Helden werden in einzelne Eigenschaften und Reaktionen zersetzt usw. Nach Jakobson (1956:329) werden Kontiguitätsbeziehungen vorwiegend in der sog. realistischen Literatur aufgebaut, indem man Teile für das Ganze setzt, so z. B. den Hintergrund für die Handlung oder räumliche bzw. zeitliche Gegebenheiten für Personen. Auch diesbezüglich könnte die in verschiedenen Stilistiken z. T. unterschiedliche Begriffseinteilung durch die Beschreibung des Bildungsprozesses vereinfacht werden. In Anlehnung an Plett (1975:267ff) können folgende typische Berührungsbeziehungen angeführt werden:

1) generell – partikulär,
   z. B. total – partiell, Mehrzahl – Einzahl, gattungshaft – arthaft
2) ursächlich – bewirkt,
   z. B. Erfinder – Erfindung, Autor – Werk, Rohstoff – Produkt usw.
3) substantiell – akzidentell,
   z. B. Person (Gegenstand) – Attribut, Eigenschaftsträger – Eigenschaft
4) inhaltlich – inhaltsumschließend,
   z. B. Raum – Rauminhalt, Zeit – Zeitinhalt

Auch diese Erscheinungen können auf verschiedenen Sprachebenen vorkommen. Als textologische Metonymie wird von Plett (1975:272) die Periphrase angeführt, wobei jedoch festzustellen ist, dass der Begriffsgebrauch in Bezug auf metonymische Erscheinungen überhaupt bei weitem nicht einheitlich ist. Wie schon oben angeführt

[54] Zitat in Küper aus: **Wilpert**, Gero von, 1964: *Sachwörterbuch der Literatur*; Stuttgart

(Kapitel 3.1.1), sind metonymische Erscheinungen in jeder Hinsicht weniger untersucht worden als die als leichter zugänglich geltende Symbolhaftigkeit der Metaphorik. Jakobson (1956:333) vermag auch die Einseitigkeit der Forschungen anhand der Grundoperationen zu beurteilen: „An die Stelle der wirklichen Polarität trat bei diesen Untersuchungen ein unechtes, verstümmeltes, unipolares Schema, das ganz augenfällig mit dem einen der beiden Aphasiesyndrome zusammenfällt, nämlich mit der Kontiguitätsstörung."

## 3.6 ERFASSUNG DER TEXTKOHÄRENZ

Im textuellen Zusammenhang ist die Kohärenz eine der Fragen gewesen, deren Erklärung viele Ansätze angeregt hat.[55] Zum großen Teil sind diesbezügliche Bemühungen aus der Erkenntnis hervorgegangen, dass das Inventar semantischer Merkmale nicht vollständig ist, um über die Kohärenz einer Satzfolge entscheiden zu können, zumal ihre Anordnung sich je nach der Einzelsprache unterscheidet.

In entsprechenden Ansätzen geht man davon aus, dass die ganze Textstruktur Zeichen- bzw. Codecharakter hat und vergleichbar mit mikrostrukturellen Einheiten einen Sinn vermittelt. Außer einzelnen, größeren oder kleineren Elementen ist somit auch das Verhältnis zwischen ihnen zu untersuchen, aus dem sich der Textsinn zusammensetzt. Auf die Erfassung der Kohärenz und des Sinnes eines Textes als Ganzes sind Ansätze ausgerichtet, die gerade die Textebene, unabhängig von einzelsprachlichen Erscheinungen, als Ausgangspunkt für jegliche Annäherung betrachten: „Allein die Tatsache, dass es eine Art des Inhalts gibt, der gerade ein Inhalt der Texte, ein Inhalt für Texte ist, rechtfertigt die Annahme der Autonomie der Ebene des Textes. Deshalb ist auch die Textlinguistik bzw. das, was ich hier die erste oder die ‚eigentliche' Textlinguistik genannt habe, eine ‚Linguistik des Sinns'." (Coseriu 1994:67; s. auch Kapitel 3.7). Im Folgenden wird jedoch zunächst auf Ansätze eingegangen, die als erste Versuche in dieser Richtung anzusehen sind.

[55] Zu verweisen wäre in dieser Hinsicht z. B. auf Beaugrande/Dressler (1981), die die Kohärenz (und Kohäsion) in Verbindung mit anderen von ihnen aufgestellten Textualitätskriterien behandeln.

### 3.6.1 Aufstellung der Isotopien

Das Isotopiekonzept von Greimas (zum Teil in Anlehnung an Hjelmslev und Pottier) bezeichnet einen Bruch mit der bis in die 50er-60er Jahre geltenden Vorstellung, dass die Bedeutungsforschung mit strukturalistischen Ansätzen unvereinbar ist. Über rein formale Annäherungen hinaus geht dieses Konzept davon aus, dass das Verstehen von einem Text auf der Erfassung von semantischer Äquivalenz zwischen einzelnen Textelementen basiert. Da die Isotopien als semantische Gesamtzusammenhänge eines Textes in großem Maße dazu dienen, dass die Textkohärenz hergestellt wird, hält Greimas es für ein „wesentliches Anliegen von Linguisten „[...] solche semantischen Korrespondenzen zwischen Textsegmenten, insbesondere von Minimaalpaaren und -ketten, zu eruieren und damit deren Rekurrenz – und letztlich auch das ‚semantische Netz' eines jeden Textes – mit einem hohen Grad von Exaktheit regelhaft zu explizieren." (vgl. Heinemann 2000:54).[56]

Wenn als erster Schritt gewöhnlich die Monosemierung einzelner Wörter vorgenommen wird, um die gesamte Bedeutungsstruktur des Textes zu ermitteln, dann ist nach Greimas die Vorgehensweise umgekehrt vorzustellen: für die Monosemierung bildet erst das Entdecken der homogenen Bedeutungsebene, der Isotopie-Ebene, eine Voraussetzung. Für ihr Zustandekommen können zwei grundlegende Prinzipien festgestellt werden: erstens Äquivalenzen zwischen dominierenden und rekurrierenden semantischen Merkmalen und zweitens Wissenskomponenten, die je nach den Kommunizierenden und der Kultur spezifisch sind (vgl. Heinemann 2000).

In Anlehnung an Heinemann (2000:55ff) kann das Isotopiekonzept weiterhin wie folgt in zwei Komponenten eingeteilt zusammengefasst werden:

---

[56] Zu vermerken ist an dieser Stelle jedoch, dass sich die Zuwendung von Greimas an vorhandene Texte aus der Erkenntnis herleitete, dass das ursprüngliche Anliegen – die Aufstellung einer strukturellen Semantik, die Modelle für die Beschreibung des ganzen Wortschatzes einer Sprache liefern würde und von der das Isotopiekonzept nur einen Teil darstellt – praktisch undurchführbar ist (vgl. Trabant 1996:52).

1) syntagmatische Isotopie – umfasst Klasseme, d. h. durch den Kontext festgelegte oder dominant gesetzte semantische Merkmale, die binäre semantische Achsen bilden, z. B. Belebtheit, Geschlecht, Räumlichkeit usw. Sie können, in einfacher oder komplexer Form, als Inhaltselemente eines Textes angesehen werden.

2) paradigmatische Isotopie – umfasst Seme, d. h. Merkmalausprägungen der Lexeme, so wie sie im Lexikon einer Sprache bei Lexemen als paradigmatische Einheiten vorhanden sind, und können durch Kommutations- und Ersetzproben ermittelt werden. Sie stellen Einzelelemente einer semantischen Achse dar, z. B. *tief, hoch, lang* der Achse Räumlichkeit.

Nach Heinemann kann weiterhin festgestellt werden, dass die Bestimmung der vom Kontext abhängigen Bedeutung von Lexemen und die Aufstellung verschiedener Isotopie-Ebenen resultiert eben aus der Kombination von invarianten Semen und modifizierenden kontextuellen Klassemen, so dass Sememe – durch den Kontext monosemierte Lexeme – festgestellt werden können. Wenn im Kontext zwischen bestimmten lexikalischen Einheiten eine synonymische Beziehung hergestellt wird, dann brauchen diese nicht unbedingt identische Seme aufzuzeigen, sondern die Seme beziehen sich auf denselben Gegenstand oder werden gemeinsam relevant gesetzt.

Das Isotopiekonzept von Greimas hat für verschiedene weiterführende als Grundlage Behandlungen gedient. In Heinemann (2000:57f) wird diesbezüglich auf Arbeiten von Agricola, Rastier, Große und Kallmeyer verwiesen, die teilweise Modifizierungen darstellen, z. B. auch Ausdrucksebene mit einbeziehen oder weitere Differenzierungen vornehmen.[57]

---

[57] Vgl. z. B. **Agricola**, Erhard, 1972/75: *Semantische Relationen im Text und im System* ; Halle. Erfassung von verschiedenen Arten der Wiederaufnahme von Inhaltseinheiten und der Kontextrelationen; *Isotopie* als eine Art davon wird jedoch als *Topik* bezeichnet;
**Große**, Ernst Ulrich, 1971: ‚Zur Neuorientierung der Semantik bei Greimas. Grundgedanken, Probleme und Vorschläge', in: *Zeitschrift für romanische Philologie 87* – als Ergänzung werden textuelle Einführungsformel behandelt und die Unterscheidung einer propositionalen Isotopie (Menge von Aussagen über *ich/du/x*) vorgeschlagen;

Eine praxisorientierte Anwendung des Isotopiekonzeptes, vor allem bei Texten, die unterschiedliche Verstehensweisen ermöglichende heterogene bzw. komplexe Isotopien beinhalten, wie sie in der Literatur oft vorkommen, wird z. B in. Schulte-Sasse/Werner (1977) ausführlich demonstriert. Durch die Aufstellung der Isotopien können Bedeutungsgrößen miteinander weiterhin in konjunktive oder disjunktive Beziehungen gebracht werden, so dass sich Grundoppositionen herausgliedern, die zum großen Teil zum Textverständnis beitragen können. Es wird auch gezeigt, dass die Erfassung der Mehrdeutigkeiten einerseits zwar auf Gegebenheiten des Textes beruhen kann, dass diese andererseits aber nicht für alle Bedeutungsaspekte auszureichen brauchen, so dass ganz im Sinne von Greimas auf den außersprachlichen Kontext und auf nachweisbare kulturelle, historische usw. Konnotationen Bezug genommen werden muss.

Etwa seit 1980 kann man nach Heinemann (2000) jedoch von einer Aufhebung des Isotopiekonzeptes, zumindest in theoretischen Modellen der Linguistik, reden, die auf der Erkenntnis beruht, dass die Kohärenz und die komplexe Bedeutung eines Textes nicht allein durch das isotopische Netz erklärt werden können. „Das bloße Vorhandensein von Semrekurrenzen in einer Äußerungsfolge reicht nicht aus, um aus einzelnen Satzfolgen einen Text zu machen; umgekehrt kann Kohärenz auch ohne Merkmalrekurrenz zustandekommen.“ (Heinemann 2000:58). So hat dieses Konzept in neueren Untersuchungen eine eher untergeordnete Rolle, obwohl es als methodisches Instrument nach wie vor in Textanalysen (darunter sowohl literarische als auch Fachtexte) zum Verständnis der Textproduktion und -rezeption benutzt wird.

---

**Kallmeyer, W./Klein, W./Meyer-Hermann, R./Netzer, K./Siebert, H. J.** (Hrsg.), 1974: *Lektürekolleg zur Textlinguistik*; Frankfurt – Differenzierung der Isotopie-Ebenen, Einbezug vom pragmatischen Kontext

### 3.6.2 Erfassung der Tiefenstruktur

Als einer der ersten Versuche, Tiefenstruktur der Texte zu erfassen, könnte das Thema-Rhema-Konzept angeführt werden, das vor allem auf Daneš' funktionale Satzperspektive (später Vertextungstypen) zurückzuführen ist.[58] Es beruht auf der Erkenntnis, dass zwischen einzelnen Sätzen oder Aussagen eine Beziehung bestehen muss, die die Elemente als ein Ganzes erscheinen lässt. Diese Beziehung wird durch das Verhältnis zwischen Thema – das, worüber etwas mitgeteilt wird und das im Text bereits Bekannte betrifft, und Rhema – das, was darüber mitgeteilt wird, die Aussage im eigenen, engeren Sinne, die neue Information betrifft. Nach Vater (1994:102) wird zu ihrer Unterscheidung gewöhnlich der sog. Fragetest benutzt – das Satzglied, worauf sich die Frage bezieht, ist rhematisch, der Rest thematisch. Das Thema-Rhema-Verhältnis kann folgendermaßen bestimmt werden (vgl. z. B. Brinker 1992:45f):

1) Die einfache lineare Progression: das Rhema der ersten Aussage wird zum Thema der zweiten
2) Das durchlaufende Thema: eine Folge von Aussagen enthält ein und dasselbe Thema, dem jeweils ein neues Rhema zugeordnet wird
3) Die Progression mit abgeleiteten Themen: von einem Hyperthema werden die Themen der einzelnen Aussagen jeweils direkt abgeleitet
4) Das Entwickeln eines gespaltenen Rhemas: die Komponenten eines – explizit genannten oder nur impliziten – Doppelthemas sind Ausgangspunkte für selbständige Teilprogressionen

In Spillner (1974:109ff) wird dieses Schema für die Erklärung von thematischer Entfaltung auch an literarischen Beispielen angewendet und für brauchbar gehalten, obwohl das Konzept der Arten der thematischen Progression ursprünglich in Bezug

[58] Z. B. in **Daneš**, František/**Viehweger**, Dieter (Hrsg.), 1976: *Probleme der Textgrammatik I*; Berlin. Vgl. auch Heinemann/Viehweger 1991, das ebenso Vertextungstypen behandelt. Vater (1994) bezieht den Anfang dieser Annäherung schon auf Prager Funktionalismus mit **Mathesius**, Vilem, 1929: ‚Zur Satzperspektive im modernen Englischen', in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 155.

auf nichtliterarische Texte ausgearbeitet worden ist, zu der Zeit, wo man die Unterscheidung für wichtig hielt. Andererseits wird die Thema-Rhema-Analyse mittlerweile als überholt und überflüssig bezeichnet. Nach Brinker (2000) würde sie kaum etwas schaffen, was man auch nicht durch die Erfassung nach dem Prinzip der Wiederaufnahme schaffen könnte (die Formen der expliziten sowie impliziten Wiederaufnahme werden in Brinker 1992 ausführlich behandelt) – beide Prinzipien seien auf der Textoberfläche verhaftet und vermögen tiefere Strukturen nicht zu erfassen.

Im Folgenden sei auf einen Versuch der generativen Textgrammatik eingegangen, anhand des Textmodells der Makro- und Superstrukturen die thematische Struktur der gegebenen Texte zu erfassen und Operationen zu erklären, durch die die Konstruierung neuer Texte ermöglicht wird (van Dijk 1980, vgl. auch Darstellung in Brinker 1992:47ff). Die Ermittlung der Makrostruktur als der globalen Bedeutung des Textes ist in diesem Rahmen durch Feststellung der Beziehungen zwischen Propositionen[59] durchzuführen, ausgehend von mikrostrukturellen Propositionen zur Makroproposition (die mit Thema verschiedener Einheiten gleichgesetzt werden kann, z. B. Thema eines Satzes, eines Textteiles oder eines Textes). Nach Brinker (1992) ist ein Nachteil dieses Ansatzes, dass zur Ableitung der Makroproposition zwar bestimmte Regeln– Makroregeln zur Auslassung, Verallgemeinerung und Konstruierung der Propositionen – angeführt werden, aber hinsichtlich der Anwendung nicht spezifiziert.

Für den umgekehrten Prozess – die Konstruierung einer Oberflächenstruktur anhand einer Makroproposition – werden mikrostrukturelle Transformationen herangezogen, die im Prinzip satzbezügliche Operationen darstellen. Van Dijk unterscheidet semantische Transformationen (Metaphorisierung, Metonymisierung, Personifizierung, Antithese, Klimax usw.), syntaktische Transformationen (Inversion, Parallelismus, Wiederholung usw.) und phonologische Operationen (Lautinstrumentalisation, Reim, Metrum), vgl. Ihwe (1972:283). In Anlehnung an Ihwe (1972:279) kann auch die zweite

[59] *Proposition* zwar als einem Satz zugrunde liegender Bedeutungsgehalt, aber nicht mit Hinblick auf wahr oder falsch (vgl. Vater 1994:85).

große Schwierigkeit dieser Annäherung festgestellt werden, die darin besteht, die Kategorien der Tiefenstruktur des Textes in die Kategorien der Tiefenstruktur der einzelnen Sätze des Textes, die dann seine Oberflächenstruktur bestimmen, umzusetzen.

Van Dijk (1980:128ff) führt den Begriff der Superstrukturen ein, der für Texttypen gilt: er unterscheidet funktionell zwischen narrativen und argumentativen Superstrukturen., die jeweils durch bestimmte Textqualifikatoren bestimmt sind und ihrerseits bestimmte Regeln auslösen, die sich in der Gestaltung der mikrostrukturellen Ebene äußern. Eine Makroproposition kann also in Form von einer bestimmten Superstruktur vertreten werden. In Bezug auf literarische Texte bedeutet es, dass poetische Texte spezifisch literarische Regeln haben können, die in anderen Texten nicht gelten und zur Erklärung ungrammatischer, aber poetischer Sätze dienen (vgl. auch Ihwe 1972:282). Es ist noch zu vermerken, dass es van Dijk vor allem um die Ermittlung der thematischen Struktur überhaupt geht, nicht speziell in literarischen Texten, da sie sich von anderen Erzählungen durch nichts anderes unterscheiden als durch ihre größere Komplexität (im Vergleich zu primär mündliche und einmalige wie auch zu Erzählungen wie z. B. Mythen, Legenden und Witze) – vgl. van Dijk (1980:140): „[...] komplexere Erzählungen, die wir in der Regel mit dem Begriff ‚Literatur' umschreiben". So wird in diesem Ansatz von Abweichungen nur insofern gesprochen, als sie feststellbar und durch zusätzliche Regeln erfassbar sind, da die Poetizität nach van Dijk den Texten erst in der ästhetischen Kommunikation zugesprochen wird (vgl. Trabant 1974). Insofern dieser Ansatz einen Versuch darstellt, nach Transformationsregeln neue Texte zu erzeugen, wird also auch alles, was in einem poetischen Text vorkommt, für richtig und generierbar gehalten.

Auf einer anderen linguistischen Grundlage werden Propositionen für die Erforschung literarischer Texte in den Ansatz von Titzmann einbezogen. Seine Annäherung beruht hauptsächlich auf Lotmans Auffassung der literarischen Texte als sekundäres semiotisches System mit dem Hauptmerkmal, dass normalsprachlich einander ausschließende sprachliche Einheiten äquivalent gesetzt werden können und umgekehrt. Textuelle Propositionen von Titzmann bezeichnen aus einer sprachlichen

Äußerung abgeleitete Menge von Sätzen, die „von dieser Äußerung explizit oder implizit behauptet und als wahr gesetzt werden“ (1977b:38), z. B. welche Personen im Text handeln – ob männlich oder weiblich, welche Beziehung sie zueinander haben – ob Mann/Frau, Vater/Kind, welche Tätigkeiten ausgeführt werden – ob einmaliges oder mehrmaliges Handeln, ob z. B. Wohnraum vorausgesetzt wird und was sind andere biologische, soziologische und psychologische Merkmale.

Mit seiner *strukutralen Textanalyse* (1977 a und b) [60] erhebt Titzmann den Anspruch auf eine vollständige und widerspruchsfreie Analysemethode, die auf der Kenntnis des Sprachsystems und der Logik beruht und die Erfassung der Textkohärenz auf folgender Grundlage vollziehen würde**:** „Die sTA [strukturale Textanalyse] hat die logisch-semantische Ordnung der Terme eines Textes zu rekonstruieren. Als ‚Terme' seien hier beliebige Größen beliebiger Textebenen bezeichnet, also z. B. Lexeme usw. auf der linguistischen Ebene, Figuren oder Handlungen usw. auf der narrativen Ebene.“ (1977b:37). Die Terme in diesem Sinne sind eng verbunden mit oben erwähnten textuellen Propositionen, durch die sich die Relationen zwischen Termen ausdrücken lassen und die sich in Terme zerlegen lassen.

In einer Merkmalsmatrix der Terme können nach Titzmann (1977b:37) folgende Feststellungen zusammengefasst werden:

1) welche Merkmale bzw. Prädikate werden welchem Textterm vom Sprachsystem oder vom Kontext (dem textintern-sprachlichen oder textextern-kulturellen) zugeordnet. Wichtig ist natürlich auch, dass es sich feststellen lässt, bezüglich welcher Merkmale/Kategorien ein Term nicht charakterisiert wird.

2) welche logisch-semantischen Relationen, die sich durch Propositionen ausdrücken, zwischen den Termen aufgrund dieser Merkmale/Prädikate bestehen. Umgekehrt

[60] In b stellt er seinen Ansatz ohne Beispiele aus Texten vor, in a wird die Analyse an Texten demonstriert, aber vollständig nur an einem Text. Struktural heißt bei ihm vor allem eine klare Terminologie und bestimmte Theorien der Semiotik sowie bestimmte, klar formulierte Regeln, durch die die Wissenschaftlichkeit gewährleistet werden kann. Seine Absicht ist, sich von traditionellen literarischen Interpretationen wie auch von textlinguistischen Ansätzen abzugrenzen.

lassen sich die Propositionen nach logischen Relationen in Terme zerlegen (vgl. Titzmann 1977b:39: z. B. wenn eine Proposition sagt, dass X dumm ist, und eine andere sagt, dass alle Dummen gefräßig sind, so können wir schlussfolgern, dass X auch gefräßig ist).

3) welche Folgerungen lassen sich logisch aus diesen Ergebnissen ableiten.

Vom Punkt 2 ausgegangen ist seine Behauptung nachvollziehbar, dass eine Textanalyse ganz bestimmt abschließbar ist – die Menge der logischen Folgerungen aus gegebenen Daten ist begrenzt, und weitere Assoziationen der Rezipienten spielen hier keine Rolle. Titzmann sieht ein, dass in der Analyse wegen des Umfanges praktische Probleme entstehen können, weil man ja eine Auswahl der relevanten Textterme treffen muss – deshalb sei es nötig, Relevanzkriterien der Textdaten zu formulieren. Eines davon wäre die Rekurrenz, wobei andere noch ausgearbeitet werden sollen (vgl. Titzmann 1977b:39, s. auch Kapitel 2.1.2).

Ganz im Sinne von Lotman sind auch nach Titzmann „kulturelle Propositionen" einzubeziehen – nichtsprachliche Kodes und Annahmen über Realität, die auf Grund des sprachlichen Systems allein keine Folgerungen erlauben. Durch sie könnten Ergebnisse der sprachlichen Analyse entweder verifiziert oder falsifiziert werden, wobei als relevant solche kulturellen Propositionen gesetzt werden sollen, „die mit einer textuellen Proposition einen Term derart teilen, dass daraus nach den geltenden logischen Regeln eine weitere Proposition als für den Text gültige gefolgert werden kann." (Titzmann 1977b:40). Es ist noch zu vermerken, dass in Titzmanns Ansatz das Verhältnis zwischen textinterner und textexterner Etappe eine wichtige Rolle spielt: zunächst soll der Text an und für sich analysiert werden und erst anschließend unter Einbezug des Kontextes.

## 3.7 ERFASSUNG DER ZEICHENRELATIONEN

Im Allgemeinen kann vorausgesetzt werden, dass die Zeichen in literarischen Texten mehr und vielfältigere Beziehungen haben als in anderen und dass die Wörter nicht das zu bedeuten brauchen, was sie in nichtliterarischen Texten bedeuten. Nach Austermühl (1981) ist diese graduelle Empfindung durch funktionale Verschiebungen im Zeichenbildungsprozess zu erklären, die man sich auf einer Achse vorstellen kann – an einem Ende der Achse nichtpoetischer Sprachgebrauch (konventionelle Art der Zeichenbildung und Zeichenverwendung nach gebräuchlichen syntaktischen Schemata) und am anderen poetischer Sprachgebrauch, ausgezeichnet durch unkonventionelle Art und Dynamik der Zeichenbildung sowie durch kreative Nutzung der Flexibilität und Offenheit der Sprache (vgl. Austermühl 1981:108). Wie auch schon oben angeführt, trifft dies oft zu, kann aber kaum als ein allgemeines unterscheidendes Merkmal der Literatur aufgefasst werden. Eine vollständige Eindeutigkeit der Zeichenbeziehungen ist auch bei anderen Texten nicht immer automatisch zu erreichen – nach Baumgärtner (1960:187) wären dazu bestimmte Bedingungen nötig, nämlich, „daß der Sprecher kein Element seiner beabsichtigten Mitteilung unausgesprochen der Situation überlassen darf und daß der Hörer die Mitteilungssituation des Sprechers selbst ganz überblicken muß. Trifft dies nicht zu, kann nach dem bloßen Text der Äußerung oft gerade das verstanden werden, was mit ihm nicht gemeint war."

Als Analyseergebnis ist aber dennoch eine möglichst vollständige Eindeutigkeit zu erstreben. Für den Analyseprozess heißt es Aufdeckung von allen Arten der Zeichenbeziehungen im strukturellen Zusammenhang. Dafür ist eine wichtige Bedingung neben der Erfassung der innertextlichen Zeichenbeziehungen – wie Äquivalenzen, Wechselbeziehungen zwischen Paradigmatik und Syntagmatik – der Einbezug der Kontexte, ausgegangen davon, dass die Funktion eines Zeichens erst in einem aktualisierten Redeakt und in Verbindung mit konkreten Kontexten bestimmt werden kann. Diesbezüglich führt schon Baumgärtner (1960:183) an, dass zur Vermeidung einer textimmanenten Annäherung und willkürlicher Deutung die stetige Wandlung sowohl der sozialen Situation als auch des Sprachsystems und entsprechend

der Funktion des Textes berücksichtigt werden muss. „Es muß somit zweierlei geklärt werden: erstens die Funktion eines Textes und zweitens die Form seines Funktionierens“ (Baumgärtner 1960:184), was die Beschreibung seiner realen Wirkungselemente zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten sozial gegebenen System voraussetzt. Als textexterne Zeichenrelationen werden von Küper (1976:39) die Beziehung zur Standardsprache und Beziehung zur literarischen Tradition angeführt, von Lotman (1972) wird darüber hinaus stets die Wichtigkeit der Beziehungen zum jeweiligen Kulturmodell und zur damit verbundenen Weltansicht betont.

An dieser Stelle könnte auf die im Kapitel 2 dargestellte Diskussion über den Gegenstand einer linguistisch fundierten Literaturforschung zurückverwiesen werden – je nachdem, wie man ihn auffasst, können die im Folgenden dargestellten Aspekte in die Analyse vollständig oder bis zu einer deutlich gesetzten Grenze, der Grenze zu außertextlichen und außersprachlichen Beziehungen, einbezogen werden.

Im Laufe der Entwicklung der Funktionalanalyse sind Aspekte erörtert worden, die in der Erforschung der literarischen Texte reichlich Anwendung gefunden haben. Den Hintergrund dazu bildet zum großen Teil Jakobsons Funktionenmodell, das Anregungen zu Diskussionen und weiteren Entwicklungen geliefert hat. Kritische Stellungnahmen dazu (s. Kapitel 1) beziehen sich vor allem auf die These der Dominanz der poetischen Funktion, die gelegentlich als Unterdrückung anderer Funktionen verstanden werden könnte. Demgegenüber weist Simon 1997 darauf hin, dass diese Dominanz im Sinne Jakobsons eher als eine Umkodierung (der anderen Funktionen) zu verstehen ist, die durch strukturelle Veränderungen auch die metasprachliche Funktion innehat und eine sog. poesieinterne Metasprache bildet, durch die es möglich ist, dass „jeder Text die Idee seines Verstandenwerdens mitformuliert“ (Simon 1997:76) – die Poesie selbst vermag Auskunft über Poesie zu geben.[61] Das war ein ausschlaggebender Standpunkt, der – wie oben angeführt – die Möglichkeiten der Form erschlossen hat, dabei aber keineswegs über andere

[61] Der hier eingeführte Begriff der *poesieinternen Metasprache* ist natürlich nicht gleichzusetzen mit der Metasprache im Sinne Jakobsons – nach seinem Modell dient eine Sequenz in metasprachlicher Funktion zur Aufstellung einer Gleichung, während es in poetischer Funktion umgekehrt ist: eine Gleichung dient zur Aufstellung einer Sequenz (vgl. Jakobson 1960:95).

Zeichenbeziehungen hinwegsieht. Mit Jakobson (1960:92) kann es nochmals verdeutlicht werden: „Die poetische Funktion stellt nicht die einzige Funktion der Wortkunst dar, sondern nur eine vorherrschende und strukturbestimmende und spielt in allen anderen sprachlichen Tätigkeiten eine untergeordnete, zusätzliche, konstitutive Rolle.“ Die Ergebnisse dieser Annäherung sind z. B. in Keller/Hafner 1977 demonstriert worden.

Von der Funktionalanalyse ausgegangen können zunächst zwei Prinzipien der Zeichenbildung hervorgehoben werden, die in Bezug auf literarische Texte und auf die in ihnen vorkommenden (besonderen) Strukturen erörtert worden sind und (vgl. Holenstein 1993:9):

1) die funktionale Äquivalenz verschiedener Zeichenträger, wo eine bestimmte Funktion durch mehrere Zeichen ausgedrückt wird (ein Zweck, mehrere Mittel). Dies ist schon vor den linguistischen Einflüssen der meist untersuchte Bereich in der Literaturerforschung.

2) die Polyfunktionalität der Zeichenträger als ihre absichtliche Mehrdeutigkeit (im Unterschied zu der nicht beabsichtigten Ambiguität), um durch Herstellung von verschiedenartigen Äquivalenzbeziehungen mehrere Sinne zugleich zu übermitteln – oder: ein Mittel, mehrere Zwecke, wobei die eine Funktion jeweils dominant gesetzt wird (vgl. auch Austermühl 1981:121). Im Einbezug dieses Aspektes wird das besondere Verdienst des Prager Funktionalismus gesehen.

Die im Folgenden dargestellten Ansätze beruhen zum einen auf der Auffassung, dass die poetische Sprache kein eigenes System ist und sich nicht von der usuellen Sprachverwendung unterscheidet, so dass man keine Grenze zwischen poetischer und nichtpoetischer Sprache ziehen kann. Zweitens stellen sie einen Versuch dar, Zeichenfunktionen zu erfassen, die über die Darstellung hinausgehen – von Coseriu 1994 als Evokationen bezeichnet. Auf Grund seiner Unterscheidung zwischen zwei semiotischen Ebenen kann man nach ihm auch zwischen zwei Arten von Texten

unterscheiden (vgl. Coseriu 1994:66f): Texte mit dem objektiven Sinn auf der ersten Ebene – wissenschaftliche und alltägliche Texe, die keinen weiteren Sinn aufweisen als das, was seine sprachlichen Zeichen bedeuten und bezeichnen: die Bedeutung fällt mit der Bezeichnung zusammen und es gibt hier kein Gemeintes in Form eines autonomen Sinns; die Funktion dieser Texte kann beschrieben werden als das „Sich-einfach-auf-eine-empirische-Wirklichkeit-Beziehen", das „Keinen-darüber-hinausgehenden-fiktiven-Sinn-Haben". Bei der anderen Textart aber, der Dichtung, haben Texte einen weiteren Sinn als das, was sie bedeuten und bezeichnen.

Um auch diesen weiteren Sinn (die Funktion eines Textes, die aus allen in ihm aufgebauten Beziehungen resultiert) vollständig zu erfassen, wird von Coseriu (1994:92ff) als Erweiterung des Modells von Bühler das folgende Modell von Beziehungen (von Coseriu *Evokationen* genannt) aufgestellt, die die Textzeichen mit anderen Zeichen eingehen können:

**1. Mit anderen (nichtaktualisierten) Zeichen:**

1) mit einzelnen Zeichen in materieller Hinsicht (Reim, Assonanz, Alliteration) oder mit einzelnen Zeichen in inhaltlicher Hinsicht (mögliche Evokationen auf Grund der Volksetymologie), vgl. dt. *Fledermaus* und Bezeichnungen in anderen Sprachen

2) mit Gruppen bzw. Kategorien von Zeichen, wodurch eine Bezeichnung in verschiedenen Sprachen verschiedene Evokationen je nach ihrer Bildungweise oder ihrem Genus hervorrufen kann. Dazu gehören auch verschiedene Ausfüllungen der Wortfelder in verschiedenen Sprachen.

3) mit dem ganzen Zeichensystem einer historischen Sprache, wodurch Evokationen auf Grund der Vorstellungen von einer bestimmten Sprache oder Mundart entstehen können, z. B. Nachahmungen einer Sprache mit den Mitteln der anderen Sprache, Karikierungen und Übertreibungen des Sprachsystems innerhalb einer Sprache. Nach Plett (1975:203) z. B. die sog.

makkaronische Dichtung, wo fremdsprachliche Morpheme eingesetzt werden. Dazu gehören auch Beziehungen mit dem Zeichensystem einer funktionellen Sprache, wodurch Evokationen in Verbindung mit Elementen einer regionalen Ausprägung, einer Sprachstufe oder einem Sprachstil ausserhalb ihres funktionellen Bereiches entstehen können

**2. Mit Zeichen in anderen Texten:**

Es handelt sich um Texte, die zur sprachlichen und kulturellen Tradition einer Sprachgemeinschaft gehören, z. B. wiederholte Rede – Evokationen anhand der Anspielungen auf festgefügte Wendungen wie Sprichwörter, Redewendungen u. Ä., oder sog. geflügelte Worte – Evokationen aus gewissen Beziehungen von Textsegmenten zu bereits existierenden identifizierbaren Texten, m. a. W. Intertextualität als eine Eigenschaft der Texte In Weise 1996 werden Intertextualitätsformen wie Zitat, Motto, Anspielung, Parodie u. a. angeführt, wobei vermerkt wird, dass besonders „das moderne Kunstwerk" wegen dieser Beziehungen nie auf einen Sinn festzulegen ist, sondern „es wechselt zwischen zwei oder mehr Bezugssystemen" (Weise 1996:46), was einerseits positiv ist, andererseits aber auch kritisch (den Autoren gegenüber) betrachtet werden muss. [62]

**3. Mit „Sachen" als die potentielle ikastische Funktion des Zeichens:**

1) Nachahmung durch die Substanz des Zeichens – Onomatopöie, nachahmende Artikulation, Synästhesie

2) Nachahmung durch die Form des Zeichens – Dimension und quantitativ-numerische Relationen des Zeichens im Text, z. B. Evokationen aufgrund eines bestimmten Rhythmus

[62] Vgl. (als Nebenbemerkung) Weise (1996:47): „Es wird immer problematischer, ein gemeinsames Textwissen vorauszusetzen und die Verfahrenssteuerung im Diskurs aufrechtzuerhalten. Die Rezeption dieser Literatur beschränkt sich auf eine intellektuelle Elite, die den Polylog einander widerstreitender Standpunkte verstehen und genießen kann. Indem der Autor sich hinter seinem Werk und seinen Quellen versteckt, wird er unverbindlich, delegiert er seine Verantwortung an andere." Die Verflechtung der Texte wird von Weise auch darauf zurückgeführt, dass es mittlerweile schwer sei, etwas Neues zu sagen und dass die Kreativität sich bloß im Spiel mit Formen äußern würde.

**4. Mit der „Kenntnis der Sachen“:**

Evokationen anhand der Vorstellungen über betreffende Sachen in einer bestimmten Gesellschaft, z. B. Vorstellungen von einem *Pferd*.

Die oben angeführten Relationen sind nach Coseriu in Bezug auf verschiedene Kontexte zu betrachten – situationale, regionale und sprachliche Kontexte (darunter der einzelsprachliche wie auch der Redekontext), die er im Begriff Umfelder zusammenfasst (vgl. Coseriu 1994:124ff). Zur Untersuchung, wie die Funktion eines konkreten Zeichens ausgedrückt wird und welche Beziehungen die verschiedenen Funktionen zueinander haben, ist nach Coseriu (1994:153f) die Kommutationsmethode [63] einzusetzen, indem man ermittelt, ob sich der Inhalt eines Zeichens ändert, wenn man Teile seines Ausdrucks ersetzt. Dennoch wird von ihm eingeräumt, dass es „keine ‚zuverlässige' Methode zur Entdeckung des Sinns gibt, daß es keine Technik des Verstehens geben kann, die nach Art eines Algorithmus zum gewünschten Ergebnis führt.“ (Coseriu 1994:155). Die festgestellten und verstandenen Beziehungen sind vielmehr stets in neuen Zusammenhängen nachzuprüfen, um als Ergebnis den Sinn festzustellen. Coseriu bewegt sich mit seinem Ansatz auf der Ebene des Textes, unter dem etwas mehr verstanden wird als eine einzelsprachliche Erscheinung – Texte sind „durch das *Universum der Rede* bedingt“ (Coseriu 1994:52), mit bestimmten Traditionen verbunden und situationell, gleichzeitig befähigt, einzelsprachliche Regeln aufzuheben, so dass sich auch der Sinn eines Textes nur aus einmalig aufgestellten Zeichenbeziehungen zusammensetzen kann.

Als Weiterführung und praktische Anwendung dieser Grundlage – der Ermittlung der Zeichenfunktionen – kann auf Wellmann (1998) verwiesen werden, wo eine solche Annäherung an verschiedenen literarischen Texte erprobt wird, wo aber auch andere linguistische Ansätze wie Satzverknüpfungen (anhand von Heinemann/Viehweger 1991) sowie Aspekte der Textualitätskriterien (nach Beaugrande/Dressler 1981) einbezogen werden.

---

[63] Von Coseriu eigentlich verstanden als Substitution, also Ersetzung (nicht als Austausch wie in meisten generativen Annäherungen).

## 3.8 ERFASSUNG DES ERZEUGUNGSMECHANISMUS DER POETISCHEN STRUKTUREN

Mit der generativen Transformationsgrammatik als Grundlage waren besonders viele Hoffnungen in Bezug auf Aufdeckung von typisch poetischen Strukturen verbunden, dies jedoch noch fest auf der Satzebene. In Bezug auf erzählerische Texte galt es ihre syntaktischen Merkmale mittels einer vergleichenden Methode zu untersuchen; bei lyrischen Texten konzentrierte man sich im Allgemeinen auf Regelverletzungen der Standardsprache, da vor allem der Aufschwung der sog. modernen Dichtung ausreichend Stoff für die Untersuchung der Verletzungen von Selektionsregeln bot.

Die entsprechenden Ansätze sind durch die Erkenntnis angeregt worden, dass vorangehende stilistische und statistische Behandlungen zwar gewisse typische Merkmale oder das Auftreten der Effekte durch unvorhersagbare Elemente feststellen können, aber darüber hinaus nicht ausreichend zu ihrer Erklärung beitragen. So Baumgärtner (1967:86): „Ich halte es für vordringlich, gegebene poetische Texte in strenger Weise zu untersuchen, vergleichbar zu machen, zu erklären, und zwar mit den Mitteln der Strukturanalyse und schrittweisen Simulation [...]“ – die letztere verstanden als „Vorführung eines bestimmten poetischen Verhaltens.“

### 3.8.1 Der Weg der Transformationen

Der Voraussetzung entsprechend, dass Texte auf Grund der Wahlentscheidungen des Autors zwischen verschiedenen sprachlichen Möglichkeiten zustande kommen, werden auf syntaktischer Ebene Satztypen und Organisationsprinzipien der Sätze untersucht. Als linguistische Grundlage gelten hier die Transformationsregeln, die nach Ohmann (1964:220f) auf Grund folgender Eigenschaften nutzbar gemacht werden können: durch ihren fakultativen Charakter stellen sie Wahlmöglichkeiten zwischen vollständigen Sätzen dar; mit dem Bezug auf ganze Elementenketten bewirken sie zwar Veränderungen an der Struktur, bewahren aber einen Teil von ihr, so dass entstandene

Sätze als unterschiedliche Formulierungen der gleichen Aussage wahrgenommen werden; zum dritten kann durch sie die je nach dem Autor unterschiedliche syntaktische Komplexität erklärt werden. So hofft man nach diesem Ansatz typische Merkmale – den Stil – eines Autors oder Werkes durch die Analyse des Transformationengebrauchs aufzudecken, indem gegebene Sätze zunächst in Kernsätze reduziert werden, die eine Form von einfachen aktivischen Aussagesätzen haben, und diese mittels fakultativer Transformationen (im Sinne von Transformationen, die Unterschiede zwischen Texten bewirken) in alle möglichen syntaktischen Varianten verwandelt werden, die man mit Sätzen des gegebenen Textes vergleicht, z. B. durch Transformationen wie Relativsatz-, Konjunktions-, Komparativsatztransformation, Nominalisierungs- und Pronominalisierungstransformation, Tilgungstransformation usw. Auf diese Weise erhält man eine Gesamtheit der benutzten Transformationen, die als ein Modell für das Generieren analoger Texte dienen kann (vgl. Spillner 1974:40f, Verkuyl u. a. 1973).

Die Transformationen des Textes werden statistisch zu Angaben über bestimmte Vorlieben in der Auswahl der Satzkonstruktionen ohne jegliche Subjektivität zusammengefasst (vgl. Ohmann 1964). Eine solche Annäherung kann für ergebnisreich gehalten werden, wenn Autoren, Gattungen oder literarische Epochen verglichen werden sollen, denn die Bewertungen z. B. über Komplexität oder Knappheit des Stils beruhen nicht bloß auf Eindrücken, sondern können durch Fakten nachgewiesen werden. Allerdings kann es auch hier nicht vermieden werden, dass man als Untersuchungsgegenstand Texte wählt, deren syntaktische Besonderheiten und Unterschiede auffallen, so dass man sie schon vor der Analyse intuitiv als kontrastierend empfindet und nachweist, was man eigentlich schon zu finden hoffte. Die Entscheidungen darüber, ob ein Text den persönlichen, unpersönlichen, Nominalstil usw. hat und der andere nicht, müssen notwendigerweise auf ausreichend großen Differenzen beruhen, zumal die Grenzen dieser Stile nicht genau festgelegt werden können (vgl. Spillner 1974).

In der sog. ersten Phase der Transformationsgrammatik – der Phrasenstrukturgrammatik – beruhend zeigt sich ein weiteres Problem dieser Ansätze:

durch die Ausschließung der Semantik werden nur Denotationen, nicht aber Konnotationen erfasst. In weiteren Entwicklungen hat man jedoch versucht, den semantischen Anteil einzubeziehen (vgl. Oomen 1973; auch Spillner 1974:45 hält den Ansatz für eine evtl. Weiterentwicklung für aufschlussreich).

### 3.8.2 Der generative Regelapparat

Ausgehed von der generativen Grundlage kann eine andere Richtung festgestellt werden, in der an Stelle von Systemen sprachlicher Einheiten Systeme von Regeln und die Verletzungen in ihnen untersucht werden. Die Regeln werden verstanden als „System formaler Universalien, das die Klasse aller natürlichen Sprachen charakterisiert“ (Bierwisch 1966:56). Für die linguistische Erklärung von Regelverletzungen wird ein Vergleich mit entsprechenden normalsprachlichen Strukturen für sinnvoll gehalten. Als Kriterium für die Feststellung der abweichenden Strukturen gilt ihre Nichterzeugbarkeit nach dem vorliegenden Regelsystem der Standardsprache, da sprachliche Kategorien und Beziehungen zwischen ihnen durch die Grammatikalität festgelegt sowie Strukturbeschreibungen auf phonologischer, morphologischer, semantischer als auch syntaktischer Ebene geliefert werden (vgl. Levin, Sanders, Oomen u.a.). Somit wird auch angenommen, dass eine Unterscheidung der poetischen und nichtpoetischen Sprache anhand konkreter Merkmale möglich ist, ja dass die Abweichungen in literarischen Texten ein eigenes, poetisches System bilden, das neben dem sprachlichen System existiert, und dass dieses System durch eine besondere Art der Kompetenz – die poetische Kompetenz – zustande kommt.

Diesbezüglich kann zunächst auf Ansätze verwiesen werden, die dieses System durch **zusätzliche Regeln** zu erfassen versuchen, wobei die semantische Ebene einbezogen und zu einem bedeutenden Teil der Untersuchung entwickelt wird. Schon Baumgärtner 1965 unterscheidet einerseits zwischen semantischer und grammatischer Mehrdeutigkeit, andererseits zwischen grammatischer und semantischer Abweichung (Halbdeutigkeit). Davon ausgegangen, dass die Grenze zwischen Semantik und Grammatik oft fließend ist, können beide Arten auch unter dem Begriff *sprachliche*

*Mehrdeutigkeit* bzw. *Abweichung* zusammengefasst werden. Bei der Unterscheidung von Mehrdeutigkeiten und Abweichungen ist nach Baumgärtner aber entscheidend, dass bei Mehrdeutigkeit die betreffende Texteinheit durch eine oder durch mehrere verschiedene Strukturbeschreibungen zu erfassen ist – dem gegenüber ist eine abweichende Struktur dann festzustellen, wenn im System vorhandene Transformationen zur Erzeugung der gegebenen Texteinheit nicht ausreichen und zu ihrer Erklärung neue, *Abweichungstransformationen*, geschaffen werden müssen.

Auf dieser Grundlage basieren auch Auffassungen, dass durch die Feststellung der poetischen Strukturmerkmale und ihrer Differenz zu normalsprachlichen Strukturen der Grad und die Art der Abweichung erfassbar ist, vgl. Bierwisch (1967), der die Poetizität nach denselben Kriterien wie die Grammatikalität für messbar hält, da der von der sprachlichen Norm abweichenden Sprachbenutzung bestimmte feststellbare Regeln zugrunde liegen. Die Feststellung des Grades der Abweichungen, allerdings eine intuitive Entscheidung und wohl kaum entwicklungsfähig, wird z. B. auch von Levin (1963) für möglich gehalten – unter den von ihm angeführten Beispielen würde die falsche Reihenfolge der Wörter die stärkste und unverträgliche Auftretung lexikalischer Einheiten die schwächste Abweichung darstellen, dazwischen würde der verkehrte Gebrauch der Transitivität liegen.[64]

Der allgemeine Ausgangspunkt könnte in Überlegungen von Oomen (1973) zusammengefasst werden: die Abweichungen können erst verstanden werden, wenn das Grammatikmodell sie nach expliziten Regeln nacherzeugen kann; dadurch wird auch begründet, warum sie anhand der Strukturbeschreibungen der abweichenden Sätze zusätzlich geschaffen werden müssen. Zu diesem Zweck sind zunächst Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen vollgrammatischen und poetischen Strukturen festzustellen, die dann auch eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Typen der Abweichung erlauben und eine Grundlage für die semantische Interpretation bilden.

[64] Levin bezieht sich auf konkrete Beispiele aus moderner Dichtung, in denen gerade die genannten Abweichungen vorkommen.

Als eine Weiterführung in der Bestimmung des Grammatikalitätsgrades könnte die Einstufung in Plett (1975:237f) [65] angeführt werden:

**Stufe 1**: Regeln, die syntaktische Kategorien betreffen (Nomen, Adjektiv, Verb, Determinativa) – als Abweichungen werden festgestellt: 1) die Besetzung der Objektposition durch finite Verbformen, 2) die Besetzung der Prädikatsstelle durch konjugierte Nominalformen
**Stufe 2**: Regeln, die Subklassen von syntaktischen Kategorien betreffen – als Abweichungen werden festgestellt: 1) falsches Kongruenzverhältnis zwischen Subjekt und Prädikat (nach Person und Numerus), 2) Akkusativobjekt bei intransitiven Verben
**Stufe 3**: Regeln, die tiefere Subklassen von syntaktischen Kategorien betreffen (gleichzusetzen mit Selektionsregeln) – als Abweichungen werden festgestellt:1) das semantische Merkmal des Verbs +*belebt* wird beim Subjekt nicht beibehalten, 2) verbunden werden Kategorien, die einander anhand der semantischen Opposition ausschließen.

In diesen Ansätzen wird aber nicht beachtet, dass eine sprachliche Einheit eben abhängig von ihrem (sprachlichen) Kontext poetisch wirken kann – ihre Positionierung an einer bestimmten Stelle ist nicht zufällig (vgl. auch Küper 1976:18).

Nach Baumgärtner (1967) soll die praktische Analyse eines poetischen Textes in zwei Etappen geteilt werden. Zunächst wird im Rahmen einer *formalen Prozess-Erklärung* einzelner Texte einem jeden Satz des zu untersuchenden Textes eine Strukturbeschreibung zugeordnet, indem nach der Zerlegung in Kernsätze die benutzten Transformationsregeln festgestellt werden, nach denen sich der ursprüngliche Text, evtl. unter Zuhilfenahme der zusätzlichen Regeln, nacherzeugen lässt. In Anlehnung an Bierwisch (1966:50f) [66] sollen Strukturbeschreibungen der Sätze folgende Aspekte umfassen:

---

[65] Plett in Anlehnung an **Burger**, Harald, 1973: ‚Stil und Grammatikalität', in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 209

[66] Nach dem generativen Prinzip wird davon ausgegangen, dass die Menge der Strukturbeschreibungen in einer Sprache unendlich ist und die Regeln einer Grammatik die Syntax, Semantik und Phonologie umfassen: „Die syntaktischen Regeln erzeugen zunächst eine unendliche

1. Bedeutung – repräsentiert durch komplexe semantische Merkmale
2. Syntax
    - Tiefenstruktur – durch abstrakten Stammbaum
    - Oberflächenstruktur – durch konkreten Stammbaum
3. Lautstruktur
    - morphonologische Struktur – durch klassifikatorische Matrix
    - phonetische Struktur – durch phonologische Matrix

Anschließend folgt nach Baumgärtner (1967) die Erörterung der semantischen Vereinbarkeit der Einheiten. Die zweite Etappe würde nach Baumgärtner zum Vergleich mehrerer Texte dienen und vor allem folgende Feststellungen erlauben: „[...] welche individuellen Programmschritte zu bestimmten poetischen Texten geführt haben, hinsichtlich welcher Programmschritte verschiedenste poetische Texte vergleichbar sind und welche Programmschritte allgemein die Klasse von poetischen Texten charakterisieren [...]“ (Baumgärtner 1967:81).

Als eine Ableitung der Idee von Modifizierung der vorhandenen Regeln soll auf Auffassungen verwiesen werden, die bei literarischen Texten eine **autonome Grammatik** voraussetzen, da sie oft als antigrammatisch empfunden werden (vgl. Sanders 1973). Aus demselben Grund hält auch Piirainen (1969) die Bemühungen um eine autonome Grammatik – strukturelle Poetik – für fruchtbar: sie beschäftigt sich grundsätzlich mit denselben Problemen wie die Grammatiken der Standardsprache, kann aber darüber hinaus Besonderheiten der literarischen Texte erkennen lassen. In diesem Zusammenhang würde nach Bierwisch (1967) zur Unterscheidung der poetischen Strukturen von allen anderen ein *poetisches System P'* als

---

Menge syntaktischer Strukturen, denen einerseits durch semantische Regeln die Bedeutung zugeordnet wird, andererseits durch die phonologischen Regeln ihre Lautstruktur.“ (Bierwisch 1966:51). Dabei wird nach Bierwisch weiter spezifiziert werden zwischen:
Regeln erster Klasse – **Formationsregeln**, deren Resultat ein abstrakter Stammbaum ist, in dem Beziehungen und Funktionen der Morpheme und Morphemkomplexe festgelebt werden; und **Lexikonregeln**, die syntaktisch, morphonologisch und semantisch für jedes einzelne Morphem festlegen, unter welchen Bedingungen es in den Stammbaum eingefügt werden kann, und
Regeln zweiter Klasse – **Transformationsregeln**, die zur Modifizierung der Stammbäume angewendet werden. Sie ordnen Teile um, fügen Flexionsmarikierungen ein (Personalendung, Kasus usw.), eliminieren Elemente, die aktuell nicht aufzutreten brauchen und verhindern falsche Sätze.

Selektionsmechanismus oder Entscheidungsalgorithmus dienen, der ein eigenes und geschlossenes Regelsystem besitzt, im Grunde aber dem Entscheidungsmechanismus über Vollgrammatikalität entspricht (1965:56f). Der *poetische Mechanismus P* würde als zweiter Schritt zur Beschreibung des Zusammenhangs zwischen linguistischen und poetischen Strukturen dienen und von je zwei Strukturbeschreibungen feststellen, „welche in größerem Maße bestimmte poetische Regularitäten erfüllt" (1967:56) und an welche Stelle sie in der Skala der Poetizität einzuordnen sind. Es wird also davon ausgegangen, dass nicht bloß das Auftreten der poetischen Abweichungen, sondern ihre besondere Regularität bei der Poetizität entscheidend ist und erst auf Grund eines eigenen Regelsystems beschrieben und erklärt werden kann.

Das poetische Regelsystem soll aber nicht nur auf einer Ebene verlaufen: angesichts der Tatsache, dass in einem poetischen Text auch schon gegebene und konventionalisierte poetische Strukturen verletzt werden können, überlegt Bierwisch (1967), dass eine solche Verletzung durch sekundäre Abweichungsregeln reguliert werden muss, die auf primären beruhen. So ließe sich auch eine Typologie der poetischen Kompetenz zusammenstellen, die sich in ein „triviales" und ein darauf basierendes „avanciertes" poetisches Regelsystem gliedert (1967:59). Durch das letzte sei es möglich, bei beliebigen in poetischen Texten vorkommenden Regelverletzungen ihre besonderen Regularitäten festzustellen und sie auf allgemeinere Prinzipien zu reduzieren.

Bei oben beschriebenen Richtungen bleiben aber viele Fragen im Einzelnen noch ungelöst und werden als künftige Aufgaben erst nur angedeutet. So weist Bierwisch (1967) darauf hin, dass die Formen der streng formalen poetischen Regeln, die auf ihnen beruhenden poetischen Wirkungen sowie generelle Eigenschaften des poetischen Erzeugungsmechanismus und generelle Arten der poetischen Strukturbeschreibungen vorerst festgelegt werden müssen, um dann in jeder zu analysierenden Sequenz Strukturmerkmale markieren und diese Markierungen bewerten zu können. Bierwisch sieht eine weiterführende Aufgabe in der Spezifizierung ganzer Merkmalkomplexe, z. B. deren zur Formulierung der Parallelität als Ergänzung zu Jakobsons Äquivalenzprinzip. Auch nach Baumgärtner (1967)

müssen die formalen Ausdrücke für die Beschreibung der Prozess-Erklärungen noch spezifiziert werden, etwa in Form von Nummernfolgen für Phrasenstruktur- und Transformationsregeln, Kernsätze und Transformationsprozesse und ihre Klassen, gegebenenfalls mit der entsprechenden Kennzeichnung für Mehrdeutigkeit, Abweichung, Komplexität und Äquivalenz.

Somit können die oben behandelten Vorschläge eher als programmatische Entwürfe verstanden werden. Zusammenfassend kann in Bezug auf Vor- und Nachteile dieser Ansätze auf Folgendes hingewiesen werden: auf dieser Grundlage kann z. B. eine besonders auffallende Sprachbenutzung und ihre Wirkung zwar aufschlussreich erklärt werden, das betrifft aber bei weitem nicht alle, sondern nur bestimmte Typen von literarischen Texten, die sich eben dadurch auszeichnen. Ebenso wurde oben auf das Fehlen des semantischen Anteils hingewiesen – das stellt einen bedeutenden Mangel der sog. ersten Phase der generativen Transformationsgrammatik dar. In der fortgeschrittenen Phase, wo man ihn zu beseitigen hoffte, sind aber theoretische Grundlagen wesentlich komplizierter geworden, was für die praktische Analyse letztendlich keine aufschlussreichen Lösungen brachte. Auch die Verhaftung bei der Satzgrenze stellt ein Problem dar. Der Versuch, die Satzgrammatik in eine Textgrammatik zu erweitern (z. B. van Dijk, Kapitel 3.6.2) hat zwar den Anspruch erhoben, alle Regeln zur Erzeugung jeglicher Texte zu umfassen – das hätte natürlich alle Satztypen, ihre Verknüpfungsarten sowie alle inner- und außertextlichen Beziehungen mit einzuschließen –, ist aber wegen außerordentlicher Komplexität nicht zu einer einheitlichen Theorie gekommen und hat sich für die praktische Anwendung ebenso nur begrenzt brauchbar erwiesen (vgl. auch Ihwe 1972:278ff).

In Bezug auf die Zielsetzung, ein Reglsystem der poetischen Sprache aufzustellen, das die Generierung literarischer Strukturen ermöglichen würde, führen Beaugrande/Dressler (1981:223) zudem an, dass dies wegen der Vielfalt der Literatur, die auf dem dynamischen Charakter der Sprache basiert, praktisch unmöglich ist – so müssten einige Regeln nur für eine einzige Textstelle eingeführt werden. Zu dieser Einsicht ist man allerdings auch schon innerhalb des generativen Kreises gekommen: so räumt Baumgärtner (1969) ein, dass das Sprachvermögen unendlich ist und die

poetische Sprache sich aus diesem Grund nicht erschöpfend nachkonstruieren lässt. Auch nach Bierwisch (1967) wäre die Aufstellung des Regelsystems oft nur für einzelne Werke oder Autoren möglich und sinnvoll. Der oben beschriebene Anspruch mündet also in einem ungelösten Problem: entweder hat das so vorgestellte poetische System zu spezifisch zu sein, um Verallgemeinerungen zu erlauben, oder zu allgemein, um seltener auftretende Einzelheiten zu erfassen.

# ZUSAMMENFASSUNG

> *Das [die sprachlich-literarische Untersuchung] bedeutet nicht eine Verabsolutisierung des Werkes, des Textes gegenüber dem Prozeß der Produktion und der Rezeption (Kommunikation), gegenüber den werk- bzw. textüberschreitenden Kontexten, sprachlichen, literarischen, kulturellen, politisch-gesellschaftlichen. Sehr wohl bedeutet es aber eine Hierarchisierung und eine daraus sich ergebende Reihenfolge: Vom Werk (Text) zum Kontext, und nicht umgekehrt. Also keine Deduktion aus vorher festgelegten, vorausgeschickten sozialgeschichtlichen Zusammenhängen oder kulturspezifischen Diskursen, sondern eine von der sprachlichen Werk-Text-Analyse nicht loszulösende, sondern bei ihr ansetzende und über sie laufende Erschließung der damit verbundenen Produktion(ssituation), Rezeption(ssituation), Wirklichkeit, Welt, im Singular und im Plural.*
>
> *Weiss 1985:163*

In der vorliegenden Magisterarbeit wurde versucht, einen Überblick über eine Tendenz linguistischer Bemühungen in den 60er – 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zu geben, die Forschung literarischer Texte mit Ergebnissen der Linguistik zu verbinden.

Einen der Diskussionsbereiche stellte im Rahmen dieses Rückblickes der Begriff der poetischen bzw. literarischen Sprache dar, dessen unterschiedlichen Auffassungen im ersten Kapitel nachgegangen wurde. Die Auffassungen wurden nach ihren sprachtheoretischen Grundlagen eingeteilt dargestellt und in Bezug auf ihren Einfluss auf die methodische Annäherung charakterisiert. Folgende ausschlaggebende Gegenüberstellungen konnten hervorgehoben werden: Kommunikation vs Nichtkommunikation, Abweichung vs Entfaltung von Sprachmöglichkeiten, literarische Sprache als Ableitung von normalsprachlichen Strukturen oder keine Ableitung, sondern ein besonderes System – oder die Sprache an und für sich. Es konnte gezeigt werden, dass der heute selbstverständliche Standpunkt, nach dem die Literarizität nicht durch textimmanente Merkmale zu bestimmen ist, einen langen Weg der Begriffsentwicklung hinter sich hat – über sekundäre Strukturen zu der Sprache an und für sich, und zu der Annahme, dass die Frage nach der literarischen Sprache als einem besonderen System gar nicht gestellt werden kann, insofern die Literarizität einem Text erst durch außertextliche Gegebenheiten zugesprochen werden kann.

Im zweiten Teil wurden wissenschaftstheoretische Problemstellungen dieser Diskussionen behandelt: der Aufgabenbereich der betreffenden Disziplinen, das Verhältnis zwischen textinterner und textexterner Analyse, die Gewährleistung von Objektivität mit ihren Vor- und Nachteilen und schließlich der Umfang des Gegenstandes der Linguistik überhaupt – mit der gleichzeitigen Fragestellung, ob und wie eine Aufstellung von einer auf neuen Grundlagen aufgestellten Poetik, die sich auf spezifische Weise mit der Erfassung der literarischen Texten beschäftigen würde, sinnvoll wäre. Als ein aufschlussreiches Ergebnis dieser Diskussionen auch für den heutigen Zeitpunkt könnte wohl die Forderung betrachtet werden, dass eine Analyse grundsätzlich von einer Interpretation abgegrenzt werden soll.

Bei der Untersuchung der linguistischen Grundlagen der Verfahren im dritten Teil wurde ihr linguistischer Hintergrund festgestellt und gezeigt, in welchem Zusammenhang sie zueinander sowie zu den in ersten Kapiteln erörterten Grundlagen stehen. Da einige der Ansätze mittlerweile als selbstverständliche Bestandteile der Analysen angesehen werden, andere aber in Vergessenheit geraten sind, wurde auch versucht festzustellen, auf welche Gründe – Methoden und Zielsetzungen – der jeweiligen linguistischen Theorie die sog. größere oder kleinere Überlebensfähigkeit zurückzuführen ist. In Bezug auf Prinzipien, die zweifelsohne als Erfolge dieser Annäherungen bezeichnet werden können, sei außer Durchsetzung des Strukturalismus und des entsprechenden Grundgedankens, nach dem eine Analyse auf Erfassung von Beziehungen aufbaut und von der Sammlung zusammenhangloser Einzelheiten loslässt, noch auf folgende Aspekte verwiesen: die Einsicht, dass es Erscheinungen gibt, die übereinzelsprachlich sind; die Annahme, dass es invariante Erscheinungen in Modellen zusammengefasst werden können; die Einsicht, dass eine extreme Formalisierung durch mathematische Mittel der Zielsetzung eigentlich nicht entsprechen würde; die systembezogene Annäherung, die z. B. Redefiguren hinsichtlich ihres Bildungsprozesses erfasst; die Erweiterung des Begriffes des (sprachlichen) Zeichens in (literarischen) Texten.

Das Ziel der vorliegenden Magisterarbeit könnte als erreicht bezeichnet werden, wenn es gelungen ist, über diese nicht zu übersehende Bewegung auf der Grenze der Literaturwissenschaft und Linguistik einen Überblick – mit gleichzeitigem Ausblick – zu geben. Eine solche Darstellung würde eventuell eine Grundlage für weitere Diskussionen darüber liefern, ob und in welchem Maße die gegenwärtigen Ergebnisse der Textlinguistik in der Literaturforschung effektiv gemacht werden könnten, z. B. ob und wie einige gemeinsame Aspekte in Studienprogrammen und linguistischen bzw. literaturwissenschaftlichen Übungen Anwendung finden oder im Dienste der literarischen Übersetzung stehen könnten. Ein weiterer Untersuchungsgegenstand, der sich ebenso von dieser Arbeit ableiten ließe, wäre z. B. das Schicksal der vorgeschlagenen Konzepte und Terminologie aus der Sicht der jetzigen Literaturwissenschaft. Anschließend sei noch auf die am Anfang und Ende dieser Arbeit angeführten Zitate (das erste noch recht hoffnungslos) verwiesen, die die Grundidee und Ziele von solchen Bemühungen, deutlich wiederzugeben vermögen – es sollte doch versucht werden, die gegenseitige Ignoranz zu überwinden, um auf dem Hintergrund von Entwicklungen in beiden Wissenschaften wichtigere Fragen anzuschneiden.

## LITERATURVERZEICHNIS


**Abraham**, Werner, 1998: *Linguistik der uneigentlichen Rede*; Tübingen

**Albrecht**, Jörn, 1988: *Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick*; Darmstadt

**Allermann**, Beda, 1971: Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, in: Kolbe (Hrsg.)

**Austermühl**, Elke, 1981: Poetische Sprache und lyrisches Verstehen; Heidelberg

**Barthes**, Roland, 1988: *Das semiotische Abenteuer*; Frankfurt am Main

**Baumgärtner**, Klaus, 1960: ‚Interpretation und Analyse. Brechts Gedicht „Die Literatur wird durchforscht werden"', in: Ihwe (Hrsg.) 1971b

—, 1967: ‚Formale Erklärung poetischer Texte', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

—, 1969: ‚Der methodische Stand einer linguistischen Poetik', in: Ihwe (Hrsg.) 1971b

**Beaugrande**, Robert de/**Dressler**, Wolfgang Ulrich, 1981: *Einführung in die Textlinguistik*; Tübingen

**Bierwisch**, Manfred, 1967: ‚Poetik und Linguistik', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

—, 1966: ‚Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden', in: Ihwe (Hrsg.) 1971a

**Bischoff**, Peter, 1970: ‚Gedanken zur Rolle der Sprachwissenschaft für die Literaturforschung', in: *Linguistische Berichte 5/1970*

**Blanke**, Gustav H., 1973: *Einführung in die semantische Analyse*; München

**Blumensath**, Heinz (Hrsg.), 1972: *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*; Köln

**Breuer**, Ulrich, 1997: ‚text/sorte/genre: Konkurrenz und Konvergenz linguistischer und literaturwissenschaftlicher Klassifikationen?', in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3/1997*

**Brinker**, Klaus, 1992: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*; Berlin

—, 2000: ‚Textstrukturanalyse auf der thematischen Ebene', in: Brinker u.a. (Hrsg.)

**Brinker**, Klaus/**Antos**, Gerd/**Heinemann**, Wolfgang/**Sager**, Sven F. (Hrsg.), 2000: *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. (1. Halbband: Textlinguistik)*; Berlin – New York

**Chvatik**, Květoslav, 1981: *Tschechoslowakischer Strukturalismus. Theorie und Geschichte*;

München

**Coseriu**, Eugenio, 1988: *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*; Tübingen

—, 1994 (1980): *Textlinguistik. Eine Einführung*; Tübingen

**Dijk**, Teun A. van, 1980: *Textwissenschaft*; Tübingen

**Eimermacher**, Karl, 1980: ‚Zeichenbildung und Zeichentransformation in N. Gogols ‚Soročinskaja jarmarka", in: Eschbach/Rader (Hrsg.)

**Eroms**, Hans-Werner, 2000: ‚Der Beitrag der Prager Schule zur Textlinguistik', in: Brinker u.a. (Hrsg.)

**Eschbach**, Achim/**Rader**, Wendelin (Hrsg.), 1980: *Literatursemiotik I-II*; Tübingen

**Fischer**, Hardi, 1967: ‚Entwicklung und Beurteilung des Stils', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Fix**, Ulla/**Klein**, Josef (Hrsg.), 1977: *Textbeziehungen: Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*; Tübingen

**Fix**, Ulla/**Poethe**, Hannelore/**Yos**, Gabriele, 2001: *Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger*; Frankfurt am Main

**Fónagy**, Ivan, 1967: 'Der Ausdruck als Inhalt', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Fucks**, Wilhelm/**Lauter**, Josef, 1967: ‚Mathematische Analyse des literarischen Stils, in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Gallas,** Helga (Hrsg.), 1972: *Strukturalismus als interpretatives Verfahren*; Darmstadt und Neuwied

**Genette**, Gerard, 1966: ‚Strukturalismus und Literaturwissenschaft', in: Blumensath (Hrsg.)

**Greimas**, Algirdas J., 1967: ‚Die strukturale Linguistik und die Poetik', in: Ihwe (Hrsg.) 1971b

—, 1970: ‚Elemente einer narrativen Grammatik', in: Blumensath (Hrsg.)

**Grosse**, Siegfried, 1997: ‚Literaturwissenschaft und Linguistik', in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3/1997*

**Gutzen**, D./**Oellers**, N./**Petersen**, J.H., 1989 (1976): *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft*; Berlin

**Harweg**, Roland, 2000: ‚Strukturalistische Linguistik und Textanalyse', in: Brinker u.a. (Hrsg.)

**Heinemann**, Wolfgang, 2000: ‚Das Isotopiekonzept', in: Brinker u.a. (Hrsg.)

**Heinemann**, Wolfgang/**Viehweger**, Dieter, 1991: *Textlinguistik. Eine Einführung*; Tübingen

**Holenstein**, Elmar, 1993: ‚Einführung. Von der Poesie und der Plurifunktionalität der Sprache', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

**Holenstein**, Elmar/**Schelbert**, Tarcisius (Hrsg.), 1993: *Roman Jakobson: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*; Frankfurt am Main

**Horn**, András, 1978: *Das Literarische: Formalistische Versuche zu seiner Bestimmung*; Berlin-New York

**Ihwe**, Jens, 1969: ‚Linguistik und Literaturwissenschaft: Bemerkungen zur Entwicklung einer strukturalen Literaturwissenschaft', in: *Linguistische Berichte 3/1969*

—, 1972: *Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft*; München

— (Hrsg.), 1971a: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven, Band 1: Grundlagen und Voraussetzungen*; Frankfurt am Main

— (Hrsg.), 1971b: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, Band 2*; Frankfurt am Main

— (Hrsg.), 1972: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, Band 3*; Frankfurt am Main

**Isenberg**, Horst, 1971: ‚Überlegungen zur Texttheorie', in: Ihwe (Hrsg.) 1971a

**Jakobson**, Roman, 1921: ‚Über den Realismus in der Kunst', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

—, 1934: ‚Was ist Poesie?', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

—, 1935a: ‚Randbemerkungen zur Prosa des Dichters Pasternak', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

—, 1935b: ‚Die Dominante', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

—, 1956: ‚Der Doppelcharakter der Sprache. Die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik', in: Ihwe (Hrsg.) 1971a

—, 1960: ‚Linguistik und Poetik', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

—, 1961: ‚Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

—, 1965a: ‚Rückblick auf den Beginn einer Wissenschaft der Dichtkunst', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

—, 1965b: ‚Der grammatische Bau des Gedichts von B. Brecht ‚Wir sind sie", in: Gallas (Hrsg.)

—, 1974: *Form und Sinn*; München

**Jakobson**, Roman/**Tynjanov**, Jurij, 1928: ‚Probleme der Literatur- und Sprachforschung', in: Holenstein/Schelbert (Hrsg.)

**Jakobson**, Roman/**Lévi-Strauss**, Claude, 1962: ‚"Les Chats" von Charles Baudelaire', in: Blumensath (Hrsg.)

**Jakobson**, Roman/**Pomorska**, Krystyna, 1982: *Poesie und Grammatik. Dialoge*; Frankfurt am Main

**Kasten**, Ingrid/**Neuland**, Eva/**Schönert**, Jörg, 1997: ‚Literaturwissenschaft und Linguistik. Konsequenzen aus Kooperationen und Konfrontationen seit den 60er Jahren?', in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3/1997*

**Keller**, Otto/**Hafner**, Heinz, 1990 (1986): *Arbeitsbuch zur Textanalyse. Semiotische Strukturen, Modelle, Interpretationen*; München

**Klein**, Wolfgang, 1977: ‚Die Wissenschaft der Interpretation', in: Lämmert/Klein (Hrsg.)

**Kloepfer**, Rolf, 1975: *Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente*; München

**Knauer**, Karl, 1965: ‚Die Analyse von Feinstrukturen im sprachlichen Zeitkunstwerk. Untersuchungen an den Sonetten Baudelaires', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Koch**, Walter A. (Hrsg.), 1972: *Strukturelle Textanalyse*; Hildesheim-New York

**Kolbe**, Jürgen (Hrsg.), 1971: *Ansichten einer künftigen Germanistik*; München

**Kreuzer**, Helmut/**Gunzenhäuser**, Rul (Hrsg.), 1965/1967: *Mathematik und Dichtung*; München

**Küper**, Christoph, 1976: *Linguistische Poetik*; Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz

**Kurz**, Gerhard, 2000: ‚Methoden der Textinterpretation in literaturwissenschaftlicher Perspektive', in: Brinker u.a. (Hrsg.)

**Lämmert**, Eberhard/**Klein**, Wolfgang (Hrsg.), 1977: *Methoden der Textanalyse*; Heidelberg

**Lepschy**, Giulio C., 1969: *Die strukturale Sprachwissenschaft. Eine Einführung*; München

**Levin**, Samuel R., 1963: ‚Statistische und determinierte Abweichung in poetischer Sprache', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Lotman**, Jurij M., 1972: *Die Struktur literarischer Texte*; München

**Maren-Grisebach**, Manon, 1992 (1970): *Methoden der Literaturwissenschaft*; Tübingen

**Martinez**, Matias/**Scheffel**, Michael, 1999: *Einführung in die Erzähltheorie*; München

**Müller**, Dorit, 2004: „"Liebesheirat" oder „Vernunftehe"? Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik seit 1960. (Rezension über: Ulrike Hass / Christoph König (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Göttingen: Wallstein 2003.)', in: IASLonline [17.08.2004] URL: <http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Mueller3892446989_815.html>
Datum des Zugriffs: 18.01.2005

**Nöth**, Winfried, 1980: ‚Linguistische, semiotische und interdisziplinäre Literaturanalyse – am Beispiel von Lewis Carrolls Alice-Büchern', in: Eschbach/Rader (Hrsg.)

**Ohmann**, Richard, 1964: ‚Generative Grammatiken und der Begriff: Literarischer Stil', in: Ihwe (Hrsg.) 1971a

**Oomen**, Ursula, 1973: *Linguistische Grundlagen poetischer Texte*; Tübingen

**Piirainen**, Ilpo Tapani, 1969 : ‚Zur Linguistisierung der Literaturforschung', in: Linguistische Berichte 1/169

**Plett**, Heinrich, 1975: *Textwissenschaft und Textanalyse*; Heidelberg

**Polenz**, Peter von, 1971: ‚Gibt es eine germanistische Linguistik?', in: Kolbe (Hrsg.)

**Posner**, Roland, 1969: , Strukturalismus in der Gedichtinterpretation', in:Blumensath (Hrsg.)

**Renner**, Karl N., 2000: ‚Die strukturalistische Erzähltextanalyse', in: Brinker u.a. (Hrsg.)

**Riffaterre**, Michael, 1973: *Strukturale Stilistik*; München

**Sanders**, Willy, 1973: *Linguistische Stiltheorie. Probleme, Prinzipien und moderne Perspektiven des Sprachstils*; Göttingen

**Schmidt**, Franz, 1967: ‚Satz und Stil', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Schmidt**, Siegfried J., 1968: ‚Alltagssprache und Gedichtsprache', in: Koch (Hrsg.)

—, 1973: *Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*; München

—, 1974: *Elemente einer Textpoetik. Theorie und Anwendung*; München

**Schulte-Sasse**, Jochen/**Werner**, Renate, 1977: *Einführung in die Literaturwissenschaft*; München

**Seidler**, Herbert, 1978: *Grundfragen einer Wissenschaft von der Sprachkunst*; München

**Simon**, Ralf, 1997: ‚Ein Blick von der strukturalistischen Literaturwissenschaft zurück auf die dekonstruktive', in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3/1997*

**Spillner**, Bernd, 1974: *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*; Stuttgart

**Striedter**, Jurij, 1968: ‚Zur formalistischen Theorie der Prosa und der literarischen Evolution', in: Striedter (Hrsg.)

—, (Hrsg.), 1971: *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*; München

**Titzmann**, Manfred, 1977a: *Strukturale Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*; München

—, 1977b: ‚Aspekte der strukturalen Textanalyse', in: Lämmert/Klein (Hrsg.)

**Todorov**, Tzvetan, 1966a: ‚Die semantischen Anomalien', in: Ihwe (Hrsg.) 1971a

—, 1966b: ‚Die Kategorien der literarischen Erzählung', in: Blumensath (Hrsg.)

—, 1972: ‚Die Grammatik der Erzählung', in: Gallas (Hrsg.)

**Trabant**, Jürgen, 1974: ‚Poetische Abweichung', in: *Linguistische Berichte 32/1974*

—, 1980: ‚Zeichen in ästhetischen Handlungen', in: Eschbach/Rader (Hrsg.)

—, 1996: *Elemente der Semiotik*; Tübingen und Basel

**Ulrich**, Norbert, 1967: ‚Über ein mathematisches Modell zur Bestimmung literarischer Stilkomponenten', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Vater**, Heinz, 1994 (1992): *Einführung in die Textlinguistik. Struktur, Thema und Referenz in Texten*; München

**Verkuyl**, H. J./**Booij**, G. E./**Elffers-Van Ketel**, E. H. C./**Klooster**, W. G./ **Luif**, J. H. J./**Schermer-Vermeer**, E. C., 1973: *Transformationele taalkunde*; Utrecht/Antwerpen

**Waldmann**, Günter, 1980: ‚Textanalyse nach Kommunikationsebenen. Zur

kommunikationsästhetischen Analyse textueller Zeichensysteme', in: Eschbach/Rader (Hrsg.)

**Walther**, Elisabeth, 1967: ‚Semiotische Analyse', in: Kreuzer/Gunzenhäuser (Hrsg.)

**Weinrich**, Harald, 1967: ‚Semantik der Metapher', in: Koch (Hrsg.)

**Weise**, Günter, 1996: ‚Zur Spezifik der Intertextualität in literarischen Texten', in: Fix/Klein (Hrsg.)

**Weiss**, Walter, 1985: ‚Eine Nachbemerkung zu den Vorträgen des Germanistenkongresses in Göttingen', in: Wellmann (Hrsg.)

**Wellbery**, David E., 1993: 'Literatursemiotik. Semiotische Anmerkungen zu Kleists 'Das Erdbeben in Chili'', in: Wellbery (Hrsg.)

— (Hrsg.), 1993: *Positionen der Literaturwissenschaft*; München

**Wellmann**, Hans (Hrsg.), 1998: *Grammatik, Wortschatz und Bauformen der Poesie in der stilistischen Analyse ausgewählter Texte*; Heidelberg

**Wienold**, Götz, 1969: ‚Probleme der linguistischen Analyse des Romans', in: Ihwe (Hrsg.) 1972

**Wunderlich**, Dieter, 1971: ‚Terminologie des Strukturbegriffs', in: Ihwe (Hrsg.) 1971a

## RESÜMEE

Käesoleva magistritöö teemaks on 1960ndatel aastatel alguse saanud diskussioon lingvistika võimalikust panusest kirjanduslike tekstide uurimisse. Töö eesmärgiks on anda ülevaade vastavatest suundadest ja nende teoreetilistest alustest.

Saksa keele- ja kirjandusteaduses võib sellekohaseid diskussioone pidada eriti pingelisteks, kuna strukturalistlikud meetodid võeti siin kasutusele teatud hilinemisega, seda nii poliitilistel põhjustel kui ka seoses germanistikat pikka aega valitsenud noorgrammatikute ja nn sisukohase grammatika *(inhaltsbezogene Grammatik)* traditsiooniga. Nii võib öelda, et kõik strukturalistlikud suunad võeti vastu ühekorraga, mis ühest küljest tõi kaasa segaduse meetodites ja terminoloogias, teisest küljest suure vaimustuse ning lootuse kirjandusteadust „lingvistiseerida" ja „teaduslikumaks teha". Nende teaduste ühendamise püüdeid võib germanistikas alates kaheksakümnendatest aastatest lõpetatuks pidada – seega kujutab antud töö endast eelkõige süstematiseerivat tagasivaadet teatud ajaliselt distantsilt, mis lubab teha vastavaid kokkuvõtteid.

Tagasivaatena tookordsele olukorrale kirjeldatakse töö esimeses peatükis kirjandusliku keele mõiste arenemist ja sellekohaseid diskussioone. Teine osa puudutab erinevaid teadusteoreetilisi vaatepunkte: objektiivsust, uurimisvaldkondade piire, vastuolu tekstisisese ja tekstivälise lähenemise vahel. Kolmandas osas uuritakse erinevate lingvistiliste meetodite teoreetilist alust ja tähtsamaid põhimõtteid, püüdes kujutada ka nende arengulugu ning omavahelisi seoseid, samuti võimalikku edasist rakendamist kirjanduslike tekstide analüüsis. Antud käsitlusega loodab autor luua ka aluse, mis võimaldaks nn unustatud teema vaatlemist uues valguses ja kaaluda uusi võimalusi.

# INHALTSVERZEICHNIS


Einleitung....4

**1 Die literarische Sprache und der literarische Text....6**

1.1 Die literarische Sprache als sekundäres sprachliches System....7

1.1.1 Gesamtheit der poetischen Verfahren....7

1.1.2 Ausdruck der poetischen Funktion....9

1.1.3 Sekundäres modellbildendes System....12

1.1.4 Abweichung von der Norm....14

1.1.4.1 Verletzung der Normen des generativen Regelapparats....14

1.1.4.2 Verletzung des Gesetzes in der übergeordneten Struktur der Erzählung....16

1.2 Literarische Sprache als die Sprache an und für sich....18

1.3 Literarisches Werk als Träger ästhetischer Handlungen....20

1.4 Anschließende Bemerkungen zum Begriff poetische Sprache....24

**2 Wissenschaftstheoretische Problemstellungen der strukturalistischen Grundlage....32**

2.1 Wissenschaftlichkeit und Objektivität....33

2.1.1 Mathematische und statistische Grundlage....35

2.1.2 Auffassung der Objektivität....38

2.2 „Schon“ oder „noch“ linguistisch?....40

2.3 Möglichkeiten und Grenzen einer Poetik....46

**3 Linguistische Schwerpunkte der Untersuchungsmethoden....51**

3.1 Poesie und Prosa....55

3.1.1 Überlegungen zu einer Abgrenzung....55

3.1.2 Ermittlung der narrativen Struktur....58

3.2 Strukturierung des Sprachsystems....63

3.3 Norm und Abweichung....74

3.4 Äquivalenzerscheinungen....78

3.5 Similarität und Kontiguität....83
3.6 Erfassung der Textkohärenz....88
3.6.1 Aufstellung der Isotopien....89
3.6.2 Erfassung der Tiefenstruktur....92
3.7 Erfassung der Zeichenrelationen....97
3.8 Erfassung des Erzeugungsmechanismus der poetischen Strukturen....103
3.8.1 Der Weg der Transformationen....103
3.8.2 Der generative Regelapparat....105
Zusammenfassung....112
Literaturverzeichnis....115
Resümee....122